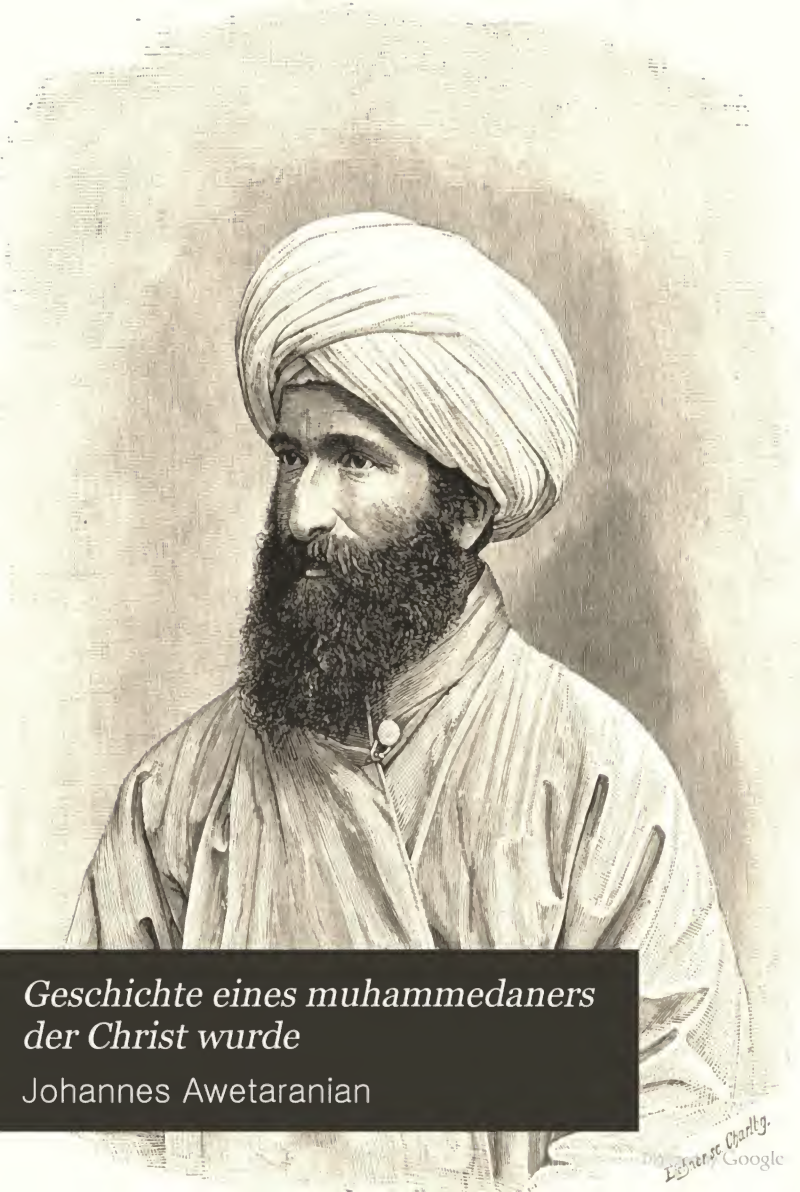
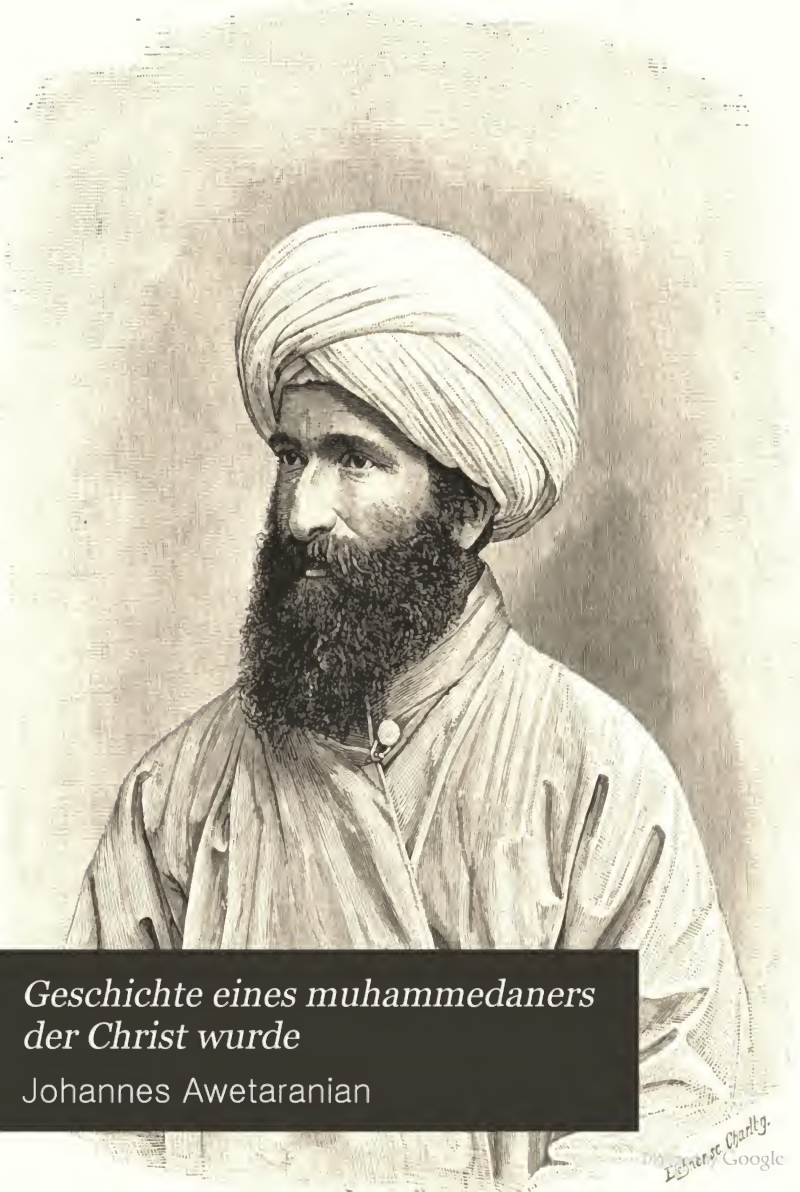


Geschichte eines muhammedaners der Christ wurde

Johannes Awetaranian

Digitized by Google



Geschichte eines muhammedaners der Christ wurde

Johannes Awetaranian

Digitized by Google

Library of

Princeton University.

Bibliotheek

Digitized by Google

Johannes Awetaranian als Mollah.

Digitized by Google

Geschichte eines Muhammedaners der Christ wurde.

(Die Geschichte des Johannes Awetaranian.)

Von ihm selbst erzählt.

Mit 6 Illustrationen.

1905.

Verlag:
Deutsche Orient Mission E. V.
Großlichterfelde-West.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis:

	Seite
Kindheit und Jugendjahre	5
Eine Sekte des Islam	12
In der Irre wie Schafe	20
Erstes Ringen	29
Licht nach dem Dunkel	34
Mollah und Christ	41
Neue Wege im neuen Licht	46
Glaubensprüfungen	56
Ein Christ unter Christen	66
In der Arbeit für den Herrn	71
Jenseits des Pamir	81
Anfänge der Mission in Kaschgar	88
Hindernisse	95
Die erste Taufe in Kaschgar	102
Mitarbeiter	108
Dr. Sven Hedins Reise	112
Letzter Aufenthalt in Kaschgar	122
Reiseerlebnisse	125
Eine neue Bekanntschaft und ihre Folgen	129
Die Bibelübersetzung	132

Abbildungen:

	Seite.
Johannes Awetaranian als Mollah. Titelbild	
Straße in Kaschgar	81
Dr. Tschraghaddin und Münschi Ahmeddin, indische Muhammedaner in der Versammlung kaschgarischer Begs	81
Fuschang Daloj	97
Johannes Awetaranian bei der kaschgarischen Bibelübersetzung	113
P. Joh. Awetaranian und Frau Helene geb. von Osteroth	129
P. Awetaranians Missionshaus in Schumla	135
P. Awetaranians Druckerei in Schumla	135

(RECAP)
5084
.136

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Kindheit und Jugendjahre.

Ich, Johannes, bin aufgewachsen im Glauben und in der Lehre des Islam und gedenke, die folgende Geschichte zu schreiben, um die Gnade dessen zu preisen, der mich durch sein Evangelium berufen und durch den heiligen Geist überzeugt hat um des vergossenen Blutes seines Sohnes willen. Ihm sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit!

In der türkischen Stadt E.[1]) lebte ein Muslim mit Namen Suleiman Efendi, der Siegelbewahrer des Pascha war. Er hatte zwei Töchter, Chadidschè und Münifé. Münifé, die jüngere von beiden, verlor im Alter von zwölf Jahren Gehör und Sprache, später nahm auch ihr Augenlicht so ab, daß sie fast nichts mehr sehen konnte. Der bekümmerte Vater wandte sich an viele Ärzte; sie wußten keinen Rat. Auch die berühmtesten, deren Bemühungen Suleiman Efendi dank seines beträchtlichen Vermögens in Anspruch nehmen konnte, vermochten dem unglücklichen Kinde nicht zu helfen. Chadidschè war gesund und wurde von ihrem Vater an den Stadtsekretär Z., einen unter den Muhammedanern bekannten Dichter, verheiratet. Suleiman Efendi wünschte sich sehr einen Enkel, da ihm selbst ein Sohn versagt geblieben war. Groß war daher die Freude, als Chadidschè einen Sohn gebar. Als aber dieses Kind den Eltern schon nach drei Jahren durch den Tod entrissen wurde, da hielt es den Großvater nicht mehr in der Heimat. Er verließ sein Haus und seine Töchter und zog fort, um nie zurückzukehren. Wenige Jahre später verlor Chadidschè auch ihren Mann und blieb nun mit der taubstummen Schwester allein. Jedoch nach kurzer Zeit verheiratete sie sich zum zweiten Male mit einem geistlichen Scheich Rädschäb-Baba aus dem Dorfe H. in der Nähe von E. Ein paar Jahre blieben sie in E. Dann zog der Scheich mit Frau und Schwägerin nach H.

[1]) Ich kann die Ortsnamen nicht ausschreiben, da noch immer Menschen leben, die dem zum Christentum übergetretenen Mollah den Tod geschworen haben. Nicht, daß ich denselben fürchte, aber ich habe Aufgaben zu erfüllen, die mir Vorsicht zur Pflicht machen.

Digitized by Google

Während sie dort wohnten, kam eines Tages ein Mann namens Ali aus dem Dorfe A. zu dem Scheich, um als Mürid, d. h. als sein Anhänger, die Weihe von ihm zu erhalten. Zu diesem Zwecke mußte er ihm der Sitte und Ordnung der Derwische gemäß einige Jahre dienen. Während dieser Zeit erwachte in dem Scheich der Gedanke, diesen seinen Schüler mit der unglücklichen Münifé zu verheiraten. Ali kam dem Wunsche seines Lehrers und Herrn nach, um so mehr, da dieser ihm prophezeit hatte, er werde einen Sohn haben, dessen Geburt die ganze Familie glücklich machen werde. Diese Vorausfagung ging in Erfüllung. Am 30. Juni 1861 erhielt Münifé einen Sohn, der Muhammed Schükri genannt wurde.

Aber nach einiger Zeit starb der Scheich, und Chadidsché kehrte nun mit ihrer Schwester und dem Knaben, der vollkommen ihrer Pflege überlassen war, in die Stadt zurück. Als Schükri etwa drei Jahre alt war, ging die Tante eines Tages mit ihm und seiner Mutter ins Badehaus. Da ereignete sich etwas Wunderbares. Münifé, die auf dem Stein in der Mitte saß, begann plötzlich zu sprechen und erkannte alle Gegenstände um sich her. Sie rief ihren Knaben zu sich, nahm ihn auf den Schoß, herzte und küßte ihn und versprach, ihm Süßigkeiten zu geben, sobald sie daheim sein würden. Nach beendetem Bade legten alle sich auf die Ruhebetten, um zu schlafen. Als aber Chadidsché, die durch die plötzliche Heilung der Schwester aufs äußerste erregt war, nach einiger Zeit die Schlummernde wecken wollte, da öffnete diese ihre Augen nicht mehr. Sie war tot.

Am folgenden Tage, als das Begräbnis vorüber war, nahm Chadidsché Schükri wieder mit in ihr Haus. Der Vater ließ es ruhig geschehen, hatte doch die Tante immer gut für den Knaben gesorgt. Nach einigen Tagen aber kam er, um seinen Sohn abzuholen. Jedoch Chadidsché weigerte sich aufs entschiedenste, ihm das Kind, das sie liebte, als wäre es ihr eigen, zu überlassen. Wieder und wieder kam der Vater, um seinen Sohn zu verlangen, vergebens; die Tante verschloß schließlich ihr Haus, um ihm den Eintritt zu wehren. Da schien er seine Bemühungen aufzugeben; er hielt sich dem Hause, ja selbst der Stadt fern, und Chadidsché begann, in ihren Vorsichtsmaßregeln nachzulassen. Eines Tages spielte Schükri auf der Straße – da erschien Ali plötzlich, rief ihn zu sich und nahm ihn mit ins Dorf, wohin das Kind dem Vater auch ohne Widerstreben folgte. Aber kaum hatte Chadidsché das Verschwinden des Knaben bemerkt, da schickte sie einen Gendarmen aus, der auch wirklich nach kurzer Zeit den Kleinen zurückbrachte. Nun aber wandte sich der Vater an den Müfti, um mit Hilfe des Gesetzes sein Recht zu erlangen. Jedoch Chadidsché, die mit der Frau des Müfti befreundet war, wußte es einzurichten, daß die Sache wieder und wieder hinausgeschoben wurde. Als aber der Müfti sah,

Digitized by Google

daß er auf die Dauer das Gesetz nicht werde umgehen können, da gab er den beiden den Rat, sich zu heiraten. Auf diese Weise wurde nun der Streit beigelegt.

Ali war ein merkwürdiger Mann. Eine unbegrenzte Sehnsucht nach Wahrheit erfüllte ihn, und daß sie nicht gestillt wurde, machte sein Leben ruhelos und unglücklich. Die Ideen der Derwische trieben ihn hin und her. Heute war er bei diesem Scheich, morgen bei jenem bald zog er Handel treibend durchs Land, bald beschäftigte er sich damit, Amulette zu schreiben, nahm auch hin und wieder etwas Geld dafür ein; zeitweise auch diente er im Heere. So kam es, daß oft Monate und Jahre vergingen, ohne daß er sich um seinen Sohn kümmerte. Hätte nicht Chadidschés liebevolle Sorgfalt über dem Knaben gewacht, so wäre er wohl in ein Dorf geschickt worden und bei Verwandten des Vaters ohne Erziehung aufgewachsen. Bis in sein fünfzehntes Jahr und länger blieb er im Hause der Tante, die durch den Verkauf seines Erbteils, der von Suleiman Efendi, ihrem Vater, hinterlassenen Häuser, die Mittel gewann, sich und ihren Schützling zu erhalten.

Von seinem sechsten Jahre an besuchte Schükri die Schule eines Mollah, der ihn bis zu seinem zwölften Jahre in der Lehre des Islam unterrichtete. In dieser Zeit schlug der muhammedanische Glaube in dem empfänglichen Gemüt des Knaben tiefe Wurzeln, die durch Menschen wohl nie hätten ausgerottet werden können. Mit sieben Jahren lernte er nach Vorschrift des Islam das Gebet verrichten. Täglich mußte er daheim der Tante wiederholen, was der Mollah ihn gelehrt hatte, denn Chadidsché wollte dem Knaben die religiösen Vorschriften und Grundsätze tief in Herz und Gedächtnis prägen.

Als Schükri sein zwölftes Jahr vollendet hatte, schickte die Pflegemutter ihn, da seine Gesundheit das viele Lernen nicht vertrug, zu einem armenischen Schneider namens Garabed in die Lehre. Sie haßte zwar die Christen grenzenlos und verabscheute ihre Religion; da sie aber wußte, daß manche bei den Muhammedanern übliche Sünden bei ihnen nicht vorkommen, vertraute sie den Knaben dem Christen an, freilich unter der Bedingung, daß er fünfmal am Tage seine Gebete in der Moschee verrichten dürfe. So erlernte Schükri ein oder zwei Jahre lang das Schneiderhandwerk und begann dann wieder zu lernen.

Inzwischen wurde Ali während des Krieges mit Montenegro zum Militärdienst einberufen und zwar infolge seiner Wahrheitsliebe. Mehrere Jahre früher, während des Krieges mit Rußland, hatte er nämlich im Heere gedient, war aber nach einem Siege der Russen mit der Truppe, bei der er stand, entflohen. Jetzt sammelte man alle, die an jenem Kriege teilgenommen hatten, und vor einem Kriegsgericht wurde Ali gefragt, aus welchem Grunde er damals den Kampf verlassen habe. Er antwortete der Wahrheit gemäß, er sei entflohen. Sein früherer

Digitized by Google

Hauptmann dagegen erklärte, er sei im Lazarett zur Hilfe herangezogen worden, und bedeutete ihm später allein, man werde ihn freilassen, wenn er diese Aussage bestätige. Ali jedoch blieb bei der Wahrheit und wurde infolgedessen in den Krieg geschickt. Übrigens ging es ihm im Heere sehr gut. Man hielt ihn allgemein für einen heiligen Mann wegen seines stillen Wesens und seiner Verbindung mit den Derwischen und hielt ihn meist vom Kampfe fern, damit er bete.

Chadidschè war nun daheim einsam und verlassen. Da rief sie Schükri zu sich und sagte ihm: „Wir müssen fort von hier. Gewiß werden die Russen nach E. kommen und Jammer und Elend bringen. Wir wollen nach B., in die Heimat meines verstorbenen Mannes Z., damit dir kein Leid geschieht." Z. hatte einen Sohn aus erster Ehe hinterlassen, der seine Stiefmutter häufig besuchte. Im Hause dieses Mannes, der ein tüchtiger Schriftsteller geworden war, fand Chadidschè jetzt eine Heimat; von ihm lernte Schükri manches. Aber nur ein Jahr hatten sie sich in B. aufgehalten, da starb Chadidschè, von ihrem Pflegesohn tief betrauert.

Hier muß der Schreiber dieser Zeilen einflechten, daß er selbst der Knabe Schükri, der Sohn des Ali und der Münifé, ist und daß er noch heute mit großer Liebe seiner Pflegemutter gedenkt.

Nachdem die Russen E. eingenommen hatten, erhielt ich die Nachricht, daß mein Vater in E—n sei und mich zu sehen wünsche. So machte ich mich auf den Weg nach der Stadt. Als ich aber in E—n ankam, war mein Vater nicht dort. Erst in seinem Heimatsdorfe A. fand ich ihn und erzählte ihm, daß Chadidschè gestorben sei. Da teilte er mir seine Pläne für die Zukunft mit. „Hier", sagte er, „ist unsres Bleibens nicht, denn die Russen haben unsre Stadt eingenommen." Ich stimmte ihm von Herzen zu, da ich die Russen so haßte, daß es mir schrecklich war, ein russisches Gesicht zu sehen. „Wir wollen alles, was wir haben, verkaufen," fuhr er fort, „und nach Bagdad ziehen; dort gibt es viele Imamsgräber, auch leben viele Derwische in der Stadt." Ich widerstrebte nicht, war ich doch jung und unerfahren und wußte nicht, welch einem Leben der Vater mich entgegenführte.

So zogen wir denn zunächst in die Stadt, um unser Haus zu verkaufen und unsre Kleider mit dem Derwischgewande zu vertauschen. Wir setzten den grünen Turban auf, wozu nur die Sejids, die leiblichen Nachkommen des Propheten, berechtigt sind. Nur einmal in meinem Leben hatte ich ihn bisher getragen; Chadidschè hatte ihn mir eines Tages aufgesetzt, als ich in die Schule ging. Als aber der Mollah mich sah, fragte er erstaunt, wie ich zu dem grünen Turban gekommen sei. Ich erklärte, die Tante habe ihn mir gegeben. Da sagte er sehr ernst: „Weiß denn deine Tante nicht, daß nur die Nachkommen des Propheten einen grünen Turban tragen dürfen? Geh und erzähle ihr,

Digitized by Google

was ich dir gesagt habe!" Als ich nach Hause kam, berichtete ich Chadidschè, was geschehen war. Sie wunderte sich, daß der Lehrer nichts von der Abstammung unsrer Familie wußte. Denn in ihrer Heimat werden die Nachkommen Muhammeds schon an dem Namen erkannt, den niemand außer den Gliedern ihrer Familie trägt. In der Fremde nur machen sie Gebrauch von den Dokumenten, die ihre Abkunft nachweisen. Am nächsten Morgen begleitete die Tante mich zum Mollah, und sobald sie ihm den Namen ihres Vaters genannt hatte, wurde sein Benehmen zuvorkommend, ja demütig. Seit jenem Tage erhob er sich stets, wenn ich kam, ließ mich auch an seiner Seite sitzen; doch erklärte er mir nachdrücklich, daß nicht mir diese Aufmerksamkeit und Ehre gelte, sondern nur meinem erhabenen Vorfahren. Diese Dinge verdienen es meiner Ansicht nach eigentlich nicht, erwähnt zu werden, denn sie sind nichts. Sie zeigen aber, in welchem Aberglauben und in was für Vorurteilen die Völker des Islam befangen sind. Ich war es nicht weniger; ich setzte mein Vertrauen auf nichtige Dinge, so lange ich ohne Christus war, und gerade diese meine Abstammung wurde in der Hand des Satans ein Mittel, mich lange Zeit von Christo fern zu halten. Aber gelobt sei der Name des Erlösers, der mich frei gemacht hat!

Mein Vater hatte sich der Sekte der Bektaschiderwische angeschlossen und zog auch mich zu ihnen. Diese Leute sehen wie alle Derwische ihren Leib als ihren größten Feind an und versuchen auf verschiedene Weise, denselben zu schwächen und seine Bedürfnisse zu beschränken. Sie machen weite Reisen zu Fuß, fasten oft und ergeben sich dem Esrar-rauchen. Durch den Esrar wird nämlich der Geist in Ekstase versetzt und erlangt nach Ansicht der Derwische eine ganz besondere Fähigkeit, sich in die Betrachtung göttlicher Dinge zu versenken, welche die Derwische als Zweck und Ziel des Lebens ansehen, während sie Formen und Zeremonien wie Namaz (das regelmäßige Gebet) und Waschungen geringschätzen.

Mein Vater rauchte Esrar, und ich begann es ebenfalls, ohne zu wissen oder zu bedenken, daß ich mein Leben und meine Jugend der allergrößten Gefahr aussetzte.

Wir verließen E. nach kurzer Zeit und kamen nach E-kala, wo wir, wie überall auf unsrer Wanderschaft, bei einem Derwische einkehrten, um uns mit ihm zu unterhalten. Viel Wunderbares hörte ich dort. Der Gottesdienst, wie ich ihn bisher in meinem Leben treu geübt hatte, sollte nicht gelten; manches, wovor ich mich gehütet hatte, sollte Gott wohlgefällig sein. Zweifel und Fragen erwachten in mir, aber wenn ich Esrar rauchte, verstummten sie bald; dann hielt ich das neue Leben für recht und gut. Meine blasse Gesichtsfarbe, das Sausen und die Schmerzen, die ich bald in meinen Lungen verspürte, sah ich als eine

Digitized by Google

Gnade an. An meine Zukunft, an das, was ich tun und werden sollte, dachte ich nicht, nahm vielmehr völlig die Lebensweise der Derwische an.

Von E-kala kamen wir nach der Festung Ch., dann nach B., von dort ging es weiter nach S. und Dsch. Nachdem wir uns noch in dem Städtchen Z. einige Tage aufgehalten hatten, gelangten wir nach Mosul, wo wir viele Gesinnungsgenossen fanden. Besonders in den umliegenden Dörfern wohnen viele Bektaschi-Derwische, die, obwohl sie verschiedenen Richtungen, meist den Jologhli, angehören, in der Lehre nur wenig voneinander abweichen. Auch in Arbil, wohin wir dann kamen, fanden wir viele dieser Charabati (weltflüchtigen Menschen). In Altun-köpri kehrten wir bei einem Charabati ein, der mir als der bedeutendste und würdigste von allen erschien. Er war ein alter Mann und bekleidete in seinem Städtchen das Amt eines Sunnipriesters; freilich kannte seine Gemeinde seinen Lebenswandel und seine Ansichten nicht, die ja mit allem, was den Sunniten heilig ist, in Widerspruch standen. Ihm vertraute ich meine Zweifel über die Richtigkeit meines jetzigen Lebens an; aber er beruhigte mich völlig, indem er mir erklärte, daß die Lebensweise der Derwische die höhere Stufe der Erkenntnis zeige. Auf meine Frage, warum er denn seine Gemeindeglieder nicht zu solchem Wandel anhalte, antwortete er, sie seien nicht reif dafür.

In Altun-köpri erkrankte mein Vater, und wir kehrten nach Mosul zurück. Nach seiner Genesung hielten wir uns zwei Monate in den Felsenhöhlen des durch sein gutes Brunnenwasser bekannten Wallfahrtsortes Tez-Charab auf. Dort aber ging uns das Geld aus, und nun begannen unsre Schwierigkeiten; überdies wurde mein Vater wieder sehr krank und war dem Tode nahe. Ich hatte inzwischen für die Bewohner des Ortes verschiedene religiöse Bücher abgeschrieben, und sie versuchten nun, mich in ihrem Dorfe zu behalten. „Dein Vater stirbt", sagten sie, „bleibe du hier! Wir wollen dir ein Haus geben und alles, was du sonst brauchst. Unterrichte unsre Kinder im Lesen, dann werden wir dich noch besonders belohnen." Wenige unter ihnen konnten nämlich lesen und auch diese wenigen nur sehr mangelhaft.

Mein Vater erholte sich nach einigen Tagen, und obwohl die Leute mir ihre Bitte wiederholten, zog ich nun mit ihm nach E. zurück, da das Klima jener Gegend sehr heiß war.

Auch in E. war unsres Bleibens nur kurze Zeit; bald ging es weiter in das Heimatsdorf meines Vaters. Als aber der Winter kam, zog mein Vater allein weiter zu einem 120jährigen Derwisch, den er als seinen geistlichen Bruder ansah. Da die Wege durch den Schnee bald unpassierbar wurden, kehrte er erst im Frühjahr zurück; ich aber blieb im Hause einer Verwandten namens Behdschet, der Schwester des Scheichs, mit dem Chadidschè verheiratet gewesen war. Diese Frau konnte lesen und schreiben und hatte durch ihre Beredsamkeit großen

Digitized by Google

Einfluß in ihrem Kreise. Sie zog, nachdem sie sich zur Sekte der Jologhli bekehrt hatte, ihren Mann, ihre Söhne und Schwiegertöchter, einen Onkel von mir und einige ihrer Nachbarn zu dieser Lehre hinüber. Durch ihre große Freundlichkeit zwang sie mich, bei ihr zu bleiben, obwohl ich nähere Verwandte in dem Dorfe hatte. Sie liebte mich bald wie einen Sohn, und wir lasen und unterhielten uns oft miteinander.

Auch mein Vater huldigte der Lehre der Jologhli, und ich bin jetzt der Ansicht, daß das ganze Wanderleben mit seinen Genüssen und Entbehrungen seinerseits nur zu dem Zweck geführt worden war, mich in der Lehre der Jologhli den Frieden finden zu lassen.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Eine Sekte des Islam.

Im folgenden denke ich einiges über Gottesdienst und Lehre der Jologhli zu erzählen, die im Muhammedanismus ein verborgenes Dasein führen, während die verschiedenen Derwischorden, wie die Kadiri, Nekschibendi, Rüfai, Tarikı-Nazänin und die den Jologhli nahe verwandten Bektaschi, die sich alle nur wenig voneinander unterscheiden, allgemein bekannt sind. Bestimmtes über Sitten und Gebräuche der Jologhli weiß unter den Muhammedanern eigentlich niemand, da sie nicht schriftlich niedergelegt sind, sondern sich nur auf dem Wege der Überlieferung erhalten. Es finden sich wohl hin und wieder Schriften bei ihnen, welche ihre Lehre behandeln, doch werden diese nie gedruckt, und ein Sunni-Muhammedaner wird nie glauben, daß sie solche besitzen, wenn er sie nicht mit eigenen Augen sieht. Darum nennt man die Jologhli auch „die Buchlosen".

Die Sunniten geben den Anhängern dieser Sekte die verschiedensten Namen, wie Tschrasöndüren = Lichtauslöscher, Kizilbasch = Rotköpfe, Rafizi = Ketzer; ferner Türk = Barbar, Türkmen, Schebeck, Schahseven, Alallahi, Zairekli, die außerhalb der 72 Religionen Stehenden. Sie selbst nennen sich Jologhli oder Joluschaghi = Söhne des Weges oder Kinder des Weges, d. h. Pilgrime oder Fremdlinge, Erenler = die tapferen Männer, Gertschekler = die Wahrhaftigen u. s. w. Einige Gemeinschaften der Jologhli, die sich aber in Lehre und Zeremonien nicht von den übrigen unterscheiden, tragen besondere Namen wie die Urjanchyhrli, die Aghu-itschendi, die Baba-mansuri und die Kureischi. Eine Richtung, die auch, was den Gottesdienst betrifft, von den genannten abweicht, sind die Indsche-Jolli = die den schmalen Weg Gehenden.

Meiner Überzeugung nach ist die Lehre der Jologhli aus christlichen Gemeinden hervorgegangen. Vielleicht waren es Galater, die zur Werkgerechtigkeit zurückkehrten und dann, von den Muhammedanern bedroht, ihren Glauben in einer dem Islam angepaßten Form bekannten. Man kann sich manche Eigentümlichkeiten ihrer Sitten und Zeremonien, ja selbst eine Art von Dreieinigkeitsbegriff, der zuweilen beim Anrufen des göttlichen Namens hervortritt, kaum anders erklären.

Digitized by Google

Die Jologhli nennen sich untereinander Brüder. Sie erkennen sich an kleinen Zeichen und Gewohnheiten, die dem Auge des Uneingeweihten ganz unauffällig sind. Die Männer schneiden ihre Schnurrbärte nicht, wodurch sie sich von den meisten Sunniten unterscheiden. Bei der Begrüßung zeigen ihre Augen ein freudiges Aufleuchten, das wieder nur von den „Brüdern" verstanden und erwidert wird. Beim Tischgebet legen sie den Zeigefinger der rechten Hand auf den Tisch.

Gegen die Anhänger ihrer Sekte erweisen die Jologhli eine ausgedehnte Gastfreundschaft. Kommt ein Fremder ins Dorf — von den Städten halten die Gemeinden sich meist fern —, so wird er in dem Hause, in welchem er einkehrt, zunächst von der Hausfrau begrüßt. Sie oder ihre Tochter wäscht dem Gast die Füße und geleitet ihn zu einem Lager, auf dem er einige Stunden ruht. Inzwischen wird der Hausherr benachrichtigt, die Dorfbewohner versammeln sich, und wenn der Fremde erwacht, beginnt rege Unterhaltung, Musik, zuweilen auch Tanz. Bis zum Abend dauert die Festlichkeit; erst wenn der Gast sie entläßt, kehren die Dorfbewohner in ihre Häuser zurück. Bleibt der Fremde länger, so muß der Hausherr jeden Morgen von ihm die Erlaubnis einholen, seinem Tagewerk nachgehen zu dürfen. Jeden Abend aber wiederholt sich die Geselligkeit, mit der der Gast am ersten Tage geehrt wurde. Zum Abschied begleitet der Hausherr den Gast etwa eine englische Meile zum Dorfe hinaus.

So entgegenkommend aber die Jologhli gegen ihresgleichen sind, so zurückhaltend, ja abweisend verhalten sie sich gegen Andersgläubige.

Ehescheidung kommt unter den Anhängern dieser Sekte fast niemals, Vielweiberei sehr selten vor. Auch ist es verboten, die Frauen zu entlassen, wie es bei den Muhammedanern so häufig geschieht. Sie werden vielmehr geehrt und stehen in den Versammlungen den Männern gleich.

Was ihre Stellung zu Hab und Gut betrifft, so streben die Jologhli darnach, alles Eigentum zum Gemeingut zu machen.

Die gottesdienstlichen Versammlungen, die von einem Ältesten, Dädä oder Pir genannt, geleitet werden, finden am Donnerstag Abend statt und bestehen aus einer Reihe von 12 Zeremonien:

1. Den Anfang bildet das Segnen des Brotes. Die Gemeinde stellt sich nach Familien auf. Jedes Glied einer Familie legt die Hand auf Arm oder Schulter eines seiner Angehörigen, so daß alle gleichsam einen Leib bilden. Der Familienvater hält das mitgebrachte Brot, über das nun vom Pir ein Segen gesprochen wird. Dann werden alle Brote neben dem Leiter der Versammlung niedergelegt.

2. Es folgt nun die Aussonderung der Gözdji, der Wächter. Aus der Versammlung werden zwei Männer gewählt. Der eine von ihnen erhält einen kurzen, dicken Stock und wird vor die Tür des Versammlungsraumes geschickt, um jedem Fremden den Eintritt zu wehren.

Digitized by Google

Dem andern gibt man einen langen, dünnen Stecken; er hat seinen Platz an der inneren Tür und hat über die Teilnehmer des Gottesdienstes zu wachen. Wenn jemand unaufmerksam ist oder schläft, so wird er durch eine Berührung mit dem Stock an seine Pflicht erinnert.

3. Wenn diese beiden Männer ihr Amt angetreten haben, stellen andre sich neben den in dem Raum angebrachten Lichtern auf und berühren diese mit einer Hand, während der Pir einen Segen spricht.

4. Nun setzen sich alle im Kreise nieder, ist die Versammlung groß, in doppelter Reihe. Dann folgt die Fußwaschung. Jeder darf sie übernehmen. Wenn der Älteste selbst es tut, so bezeigt er damit seine große Demut und Hingabe. Für gewöhnlich wird aber diese Handlung von drei Frauen ausgeführt. Diese entblößen zunächst den Anwesenden die Füße. Dann treten sie der Reihe nach an jeden heran und waschen ihm nicht die Füße, sondern die Hände. Eine der Frauen hält hierbei die Schale, die andre gießt aus einem Kruge Wasser über die hingestreckten Hände, und die dritte trocknet sie mit einem Tuche.

5. Nachdem in dieser Weise an allen die Waschung vollzogen worden ist, spricht der Älteste im Namen der Gemeinde ein Bußgebet. Er spricht es frei, doch wiederholen sich die Worte meist.

6. Dann wird zum Klange der Guitarre ein Lobgesang angestimmt, den fortwährendes Händeklatschen begleitet. Aus diesen Liedern, die zum Teil einen schönen geistlichen Inhalt haben, erhält die Gemeinde Glaubenslehren und Gebote und Vorschriften für ihren Lebenswandel.

7. Ist der Gesang beendet, so dürfen die Ältesten der Gemeinde Esrar rauchen, während ihnen sonst beim Gottesdienst jedes Rauchen streng verboten ist. Dann erheben sich 5 Männer und beginnen den Sema, den heiligen Tanz, der wieder von der Guitarre begleitet wird. Sie stellen sich einzeln innerhalb des Kreises der Gemeinde auf, einer in der Mitte, und fangen an, sich langsam zu wiegen und zu drehen, indem sie die Arme bewegen. Immer schneller, immer begeisterter wird die Begleitung und reißt die Männer mit fort, bis schließlich der Älteste dem neben ihm Sitzenden einen Wink gibt. Dieser berührt nun einen der Tanzenden, die andern kommen sofort heran, fassen einander an und verneigen sich tief vor dem Pir. Dann folgt in gleicher Weise der Tanz der Frauen.

8. Haben alle ihre Plätze wieder eingenommen, so läßt der Pir die Brote herbeibringen, bricht sie und gibt jedem seinen Anteil. Die Stücke werden mit solcher Freude in Empfang genommen, als hätten die Anwesenden seit Tagen nichts gegessen. Nachdem auch die beiden Göždji ihr Brot erhalten haben, wird das Mahl unter lebhafter, jedoch rein geistlicher Unterhaltung eingenommen.

9. Dann erheben sich alle, umgürten sich wie Pilger, die eine weite Reise machen wollen, und nun folgt

Digitized by Google

10. eine der wichtigsten Zeremonien, das Sterben für die Sünde. Zwei verheiratete Männer umschlingen einander und legen sich nach einer tiefen Verneigung vor dem Pir auf ihr Angesicht nieder, wobei ein dritter ihnen behülflich ist, indem er dafür sorgt, daß beider Rücken eine Fläche bilden, so daß sie also wieder gleichsam ein Leib sind. Die beiden Frauen knieen nun zu Füßen ihrer Männer nieder und bedecken sie mit ihren Tüchern, während sie selbst ihre Gesichter verhüllen. Dann nimmt der Älteste aus einem Kasten einen in vielen Umhüllungen sorgsam aufbewahrten Stock, „Tarik“ oder „Arkan“, hervor, der schon seit Jahrhunderten dem gleichen Zwecke dient. Mit diesem schlägt er dreimal auf die wie tot Daliegenden, indem er ruft: „Gott, Muhammed, Ali!“ Danach stehen die Toten wieder auf, d. h. die beiden Männer erheben sich, der eine erfaßt mit der Rechten, der andre mit der Linken das Gewand des Ältesten, was ein um Hülfe Anrufen bedeutet. Unter dem Arm des Pir hindurchgehend, begeben sie sich dann zur Versammlung zurück, ihnen folgen in gleicher Weise die Frauen, nachdem der Pir dreimal mit dem Stocke ihre hingestreckten Hände berührt hat.

11. An das Sterben für die Sünde schließt sich der Saki, der Trunk. Während die Totenklage um Husein gesungen wird, taucht der Älteste den Stab, den er soeben benutzt hat, ins Wasser und gibt dieses dann den Anwesenden zu trinken.

12. Darauf wird noch ein letzter Lobgesang angestimmt, der die Versammlung schließt. Alle verneigen sich nun vor dem Pir und verlassen das Haus.

Was die Lehre der Jologhli betrifft, so ist zunächst zu betonen, daß alle an einen einigen Gott glauben, jedoch in dem Sinne, daß Gott alles in allem sei, d. h. daß die Gesamtheit aller bestehenden Dinge Gott sei und alles andre nichts. Dieses Bekenntnis hat der Dichter Selim Divane in seinem Buche auf folgende Weise erklärt: „Gott oder was dasselbe ist, der Geist, geht weder irgendwohin, noch kommt er irgendwoher. Den sollst du vielmehr so verstehen: Denke dir ein Meer, an dessen Ufer eine Menge Fässer ohne Boden aufgestellt sind. Legst du eins derselben ins Meer, so füllt es sich mit Wasser; ziehst du es aber heraus, so fließt das Wasser ab. So ist es auch mit dem Leben und Sterben des Menschen. Denn der Spruch des Koran (Sure 15, 29): „Und wir bliesen von unserm Geist in ihn hinein“, bedeutet nichts andres als eben nur dies. An andrer Stelle sagt Selim Divane: „Kann denn aus nichts auch je etwas werden? Niemals. Was da ist, ist von Anfang an gewesen, und das Wort: „Gott schuf“, will nur besagen, daß er die Dinge in eine andre Form brachte.“

Wie sich aber in der ganzen Lehre der Jologhli viel Gegensätze finden, so widerspricht dieser Auffassung von der Erschaffung der

Digitized by Google

Welt der Gedanke, daß die Welt überhaupt nicht erschaffen worden sei, auch kein Ende haben werde, wie aus folgender Tradition hervorgeht: „Als Salomo einst auf dem Felde spazieren ging, sah er zwei große Sandberge und zwischen ihnen ein schönes Weib, das ihm den Weg versperrte mit den Worten: „Du bist mein, ich lasse dich nicht!" Salomo versprach ihr, sie zu heiraten, bat sie aber, ihn jetzt weitergehen zu lassen. Das Weib sprach: „Wenn du mir ein Pfand gibst, daß du zurückkommst, so lasse ich dich gehen." Salomo gab ihr seinen Siegelring und ging. Als er zurückkehrte, sah er an derselben Stelle ein sehr häßliches Weib, das er kaum ansehen mochte. Salomo suchte jenes schöne Weib, um sein Pfand zurückzuerhalten. Da rief die Häßliche: „Salomo, Sohn Davids, komm und nimm den Siegelring, den du mir als Pfand gegeben!" Salomo sprach: „Dir habe ich keinen Ring gegeben. Was soll ich von dir nehmen? Wer bist du denn?" Sie antwortete: „Ich bin die Welt. Ich erscheine den Menschen zuerst entzückend schön, obwohl ich es nicht bin; so verführe ich sie. Komm doch und empfange deinen Ring, wenn du ihn kennst." Dabei zog sie ihre Hand aus der Tasche, voll von Siegelringen, in welche alle „König Salomo, der Sohn Davids," eingraviert war. Ganz verwundert fragte Salomo: „Was soll das bedeuten?" Das Weib antwortete: „Glaube nicht, daß es außer dir nicht noch andre Salomos gegeben habe. Hier habe ich noch Tausende von Siegelringen, die ich alle von solchen, die „Salomo, Sohn Davids," hießen, zum Pfande genommen wie von dir. — Siehst du diese Sandberge? Jedesmal, wenn 100000 Jahre vergangen sind, nehme ich ein Sandkörnlein von dem einen und werfe es auf den andern Berg. Ich erinnere mich nicht, wie viele Millionen Male diese Berge hin- und hergesetzt worden sind. Sie werden noch ohne Ende hin- und hergesetzt werden."

Die Jologhli glauben, daß ein gerechter Mensch nach dem Tode als Mensch in diese Welt zurückkehrt zu einem neuen Leben, das sie Paradies nennen. Die Bösen aber erwartet die Hölle, ein neues Leben der Qual in Tiergestalt. Die größte Strafe aber ist es, wenn ein Mensch nach seinem Tode in Staub, dann in Stein, dann in Metall z. B. in Eisen verwandelt wird. Er muß dann die ganze Reihe der Metalle durchmachen, um schließlich wieder Mensch zu werden und den Kreislauf Tier, Mensch oder Staub aufs neue zu beginnen. — Diese Gedanken finden sich klar ausgesprochen in den Schriften von Kaighusyz-Abdal, Adschizi und anderen.

Die Jologhli erkennen alle Propheten an, mit Adam beginnend; auch Muhammed und Ali, Muhammeds Vetter, achten sie hoch und meinen, daß ihre Seligkeit in der Hand der Nachkommen dieser beiden Propheten liege. Dem Äußern nach stehen sie beide gleich, jedoch an innerem Werte überragt ihrer Ansicht nach Ali den Muhammed. Letzteren

Digitized by Google

vergleichen sie mit dem Tage, ersteren mit der geheimnisvollen Nacht. Den Beleg für diese Anschauungen bietet das Buch Jemini, in dem es heißt: „Eines Tages saß Muhammed auf seinem Platze, während Ali und das Volk bei ihm standen. Da kam der Engel Gabriel mit einer Offenbarung zu Muhammed. Als er Ali zur Rechten bemerkte, grüßte er ihn mit einer Verbeugung. Muhammed, dem eine solche Ehre noch nie widerfahren war, verwunderte sich darüber und sprach: „Was ist das, Bruder Gabriel?" — „O Muhammed, Ali ist mein Führer", antwortete der Engel. „Als Gott mich schuf," fuhr er fort, „da hatte er noch nichts andres geschaffen. Ich aber hatte keine Ahnung von meiner Existenz; ich hatte Flügel und schwebte in einem unermeßlichen Raume. 300 Jahre war ich so geflogen und hatte nicht gefunden, wohin ich meinen Fuß setzen konnte. Endlich gewahrte ich eine grüne Kuppel und flog darauf zu, um dort eine Weile auszuruhen. Doch da vernahm ich eine Stimme, welche fragte: „Wer bin ich? Wer bist du?" Ich antwortete: „Ich bin ich, du bist du." Kaum hatte ich es ausgesprochen, da verbrannten meine Flügel, und ich fiel tief in die Leere. Ich weiß nicht, wie lange ich fiel, bis mir wieder neue Flügel wuchsen. Nachdem ich wieder 300 Jahre geflogen war, kam ich an dieselbe Kuppel. Da hörte ich dieselben Fragen und gab dieselben Antworten. Wieder verbrannten meine Flügel, und ich fiel in den leeren Abgrund. Als meine Flügel gewachsen waren und ich wieder durch die Unendlichkeit flog, war ich in Erinnerung an die früheren Erfahrungen tief betrübt. Da erschien mir ein alter Mann mit weißem Barte und sprach: „Wie lange willst du unverständig sein und gequält werden? Komm, ich will dich lehren, was du sagen sollst, wenn du wieder an die Kuppel kommst und gefragt wirst. Antworte: „Ich bin ein Geschöpf, du bist der Schöpfer." So tat ich das nächste Mal und wurde gerettet. Danach schaute ich in das Innere der Kuppel und sah eine strahlende Lampe. Ihr Licht leuchtete in drei Farben: weiß, das ist die Farbe Gottes, rot, das ist das Licht (d. h. der Geist) Alis, und grün, das ist das Licht Muhammeds. — O Muhammed," so schloß Gabriel, „Ali war es, der mir jenen weisen Rat gab, er leitete mich, als noch nichts geschaffen war; darum ehrte ich meinen Lehrer, als ich ihn jetzt neben dir stehen sah."

Aus dieser Erzählung folgern die Jologhli, daß Ali von Ewigkeit her gewesen sei. Weiter berichtet ihre Lehre, daß der in der Bibel genannte Elias Ali sei, daß er im Neuen Testament als Johannes der Täufer erschienen, ja, daß er der Maria in Gestalt eines Jünglings begegnet sei (die Sunniten behaupten, dieser Jüngling sei Gabriel gewesen). Er habe die Jungfrau mit so eindrucksvollem Blick angesehen, daß sie sogleich empfing. Im Koran wurde er dann als Ali genannt. Später sei er als Hadschi-Bektasch-i-Veli erschienen; er sei immer auf

Digitized by Google

der Welt, auch der Mahdi (siehe unten) sei kein andrer als er (die Sunniten glauben, daß der Mahdi erst geboren werden wird).

Alle diese Lehren finden sich in dem Buche Nirani Sultan, das als einzige Schrift der Jologhli vor einer Reihe von Jahren in Konstantinopel gedruckt wurde.

Auch an die zwölf Apostel glauben die Jologhli, doch halten sie sie für die zwölf Imame, die von Muhammed und Ali abstammen. Ihre Reihe beginnt mit Ali selbst, dann folgen die beiden Söhne, die ihm seine Gemahlin Fatime, die Tochter Muhammeds, schenkte, Hasan und Husein. Ihnen folgt Huseins Sohn Zein-el-Abidin, weiter Muhammed-Bakir, Musa-i-Kazim, Hasan-el-Askeri, Muhammed Taki, Ali-en-Naki, Ali-Riza, Dschafer-i-Sadyk und Mahdi-el-Hadi. Dieser letztgenannte verschwand in einer Höhle, aber in der letzten Zeit wird er wiederkehren, um den Kampf mit dem Antichrist aufzunehmen.

Eine andere Überlieferung berichtet, daß die Seelen der zwölf Imame vor allen erschaffenen Wesen ins Dasein gerufen wurden oder daß sie von jeher existierten. Andre schreiben nur den Seelen von Fatime, Hasan und Husein ein Dasein von Ewigkeit her zu, und wieder andre erklären, daß sie alle nur eine Seele seien, daß auch Hadschi-Bektasch eins mit ihnen sei. Auch die Nachkommen Muhammeds sollen jene Seele haben, und jene Seele ist Gott.

Fünf Offenbarungen hat Gott nach der Lehre der Jologhli den Menschen gesandt: das Gesetz Mosis, die Psalmen, das Evangelium, den Koran und das Buch des Imam Dschafer. Diesem letzteren zu folgen, hält die Sekte sich verpflichtet. Außerdem besitzen sie aber noch andre Schriften, „die Befehle der Heiligen" genannt. Aus einer derselben weist die Sekte ihre heilige Abstammung nach und zwar aus folgendem Bericht:

„Als Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben wurden und auf der Erde lebten, wurden ihnen Kain und Abel geboren. Da stritten sie miteinander: Adam sagte, die Kinder seien von ihm, Eva behauptete, sie seien von ihr. Um die Frage zu entscheiden, wollten sie es auf einen Versuch ankommen lassen, und jeder von ihnen stellte einen Krug hin. — Adam beschäftigte sich mit Ackerbau, Eva bereitete zu Hause das Essen und trug es aufs Feld. Sie bediente aber ihren Mann nicht gut, und Adam war sehr unzufrieden mit ihr. Da sandte Gott eine himmlische Jungfrau, genannt „die Erlöste", in Adams Haus. Diese sagte zu Eva: „Weil dein Mann mit dir unzufrieden ist, hat Gott mich gesandt, daß ich seine Frau sein soll. Wo ist dein Mann?" Eva sprach: „Setze dich ein wenig; ich will ihn rufen." Sie nahm die Speise, eilte zu Adam aufs Feld und war äußerst liebenswürdig gegen ihn, so daß er froh und dankbar war. Da sprach Eva zu ihm: „Schwöre mir, daß du, während ich lebe, keine andre heiratest." Adam schwor. Als er aber am Abend nach Hause kam und die Erlöste sah, wurde er sehr

Digitized by Google

betrübt über seinen Eid. Aber siehe da, aus seinem Kruge kam Seth hervor. Da aber der Krug zu eng gewesen war und Eva ihn aus Zorn darüber, daß der ihre leer geblieben war, stark geschüttelt hatte, war Seth hinkend. Adam verheiratete später Seth mit der Erlösten, und von diesen beiden stammen alle Propheten ab, denn in ihm ist kein Teil von der Sünderin und Betrügerin."

Die Jologhli nun behaupten, daß sie das „erlöste Volk", die Nachkommen Seths und der Erlösten, sind. Sie gehören nicht zu den 72 Religionsgemeinschaften und werden halb genannt, weil ihr Stammvater halb war, d. h. von Adam allein abstammte.

Zum Schluß will ich noch zwei Stellen aus der Schrift Quaighuhys-Abdals anführen, da diese in besonderem Maße den eigenartigen Stil und die merkwürdige Denkweise der Jologhli zeigt.

Sie beginnt folgendermaßen: „Ich saß unter einem Baume, da sah ich, wie Moses die Kinder Israel aus Ägypten führte. Pharao rüstete sein Heer, aber sein Eifer hatte etwas nachgelassen. Da kam der Teufel und stachelte die Ägypter gegen Israel auf. Als ich sah, daß Satan Moses schaden wollte, da machte ich mich auf, ihn zu verfolgen. Ich holte ihn ein und kämpfte mit ihm. Aber er entkam, und ich behielt nur seinen Mantel, seine Mütze und seinen Stock. Da kehrte ich unter meinen Baum zurück. Darauf kam Moses zu mir und sprach zu mir: „Gib doch dem Satan seinen Mantel, seinen Stock und seine Mütze wieder!" Ich antwortete: „Nein." Da fragte er: „Was willst du denn damit?" Ich erwiderte: „Ich werde sie ihm nur zurückgeben, wenn er Buße tut und verspricht, den Propheten keine Schwierigkeiten mehr zu bereiten." Da kam der Satan zu mir, tat Buße und versprach, die Menschen nicht mehr gegen die Propheten zu verführen. — Ich weiß, wer ich bin. Ich bekehrte Satan, daß er nicht mehr meine Menschen gegen meinen Moses verführt."

An andrer Stelle heißt es in dieser Schrift: „Ich sah den Derwisch, der bis zu der Stelle gegangen ist, wo der Satan und die Dämonen den Salomo haben verführen wollen. Aber Salomo, aus dessen Augen Ali herausgeschaut, hat sie sogleich erkannt. — Ich weiß", fährt der Schreiber fort, „wer ich bin, d. h. ich weiß, daß ich der Derwisch, der Salomo, bin und daß aus meinen Augen Ali herausschaut. Ich sah es in meinem Leibe, darum werden die Dämonen mich nicht verführen können. Das ganze Universum liegt in mir. Nichts von allem, was von Ewigkeit ist und in Ewigkeit sein wird — sei es Paradies oder Hölle, sei es Engel oder Teufel, sei es Gläubiger oder Ungläubiger — nichts von dem allen fehlt in mir. Alles ist in mir, wenn ich es nur sehen will; auch das letzte Gericht ist in mir."

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

In der Irre wie Schafe.

Wie bereits am Schlusse des ersten Kapitels erzählt wurde, verlebte ich den Winter des Jahres 1879 im Heimatsdorfe meines Vaters, sechs Stunden von E. entfernt, im Hause der Frau Behdschet, „Behdschet Chanum". Dieser Aufenthalt war von größter Bedeutung für mich. Hier sollte ich zum ersten Male die Stimme Gottes vernehmen, die mich zu einem neuen Leben rief.

Das Werkzeug, mich zur Erkenntnis der Wahrheit zu bringen, war ein Neues Testament in türkischer Sprache. Seit mehreren Jahrzehnten ist die Heilige Schrift durch Bibelgesellschaften in die osmanisch-türkische und persische Sprache übersetzt worden und wird in muhammedanischen Ländern verbreitet, doch sieht man sie selten, weil sie geheim gehalten wird aus Furcht vor den muhammedanischen Geistlichen.

Das Dorf A. lag an der Hauptstraße, welche nach E., der Hauptstadt unserer Provinz, führte; Behdschet Chanum übte Gastfreundschaft an vielen, die des Weges zogen. So kam es, daß die Obersten der Jologhli sowie gelehrte Sunniten sie besuchten und die wichtigsten Fragen und Angelegenheiten mit ihr besprachen. Sie war eine merkwürdige Frau und besaß seltene Geistesgaben. Über sechzig Jahre alt, war sie noch eine stattliche Erscheinung. Sie trug keinen Schleier, was ihr von den Frauen meiner Familie sehr verdacht wurde. Wenn Gäste zu ihr kamen, so schickte sie ihnen zuerst Speisen und Getränke, und nach einiger Zeit erschien sie selbst. Zu Beginn der Unterhaltung war sie stets sehr abweisend und kritisch; aber wenn die Gäste ihr der Beachtung wert erschienen, so wurde sie bald lebhaft und liebenswürdig. Sie hatte eine wunderbare poetische Begabung, und viele der Gäste kamen nur, um sie zu hören. Oft bat man sie um ein Lied, ohne daß sie diesem Wunsche nachkommen konnte, aber wenn sie durch geistreiche Unterhaltungen oder durch die Poesien andrer angeregt war, so kam eine merkwürdige Begeisterung über sie. Sie konnte stundenlang Lieder improvisieren, die nach Gedanken, Reim und Melodie ihrem lebhaften Geiste entsprangen und die Bewunderung ihrer gelehrten Gäste erregten. Oft versuchten wir, ihre Lieder aufzuschreiben, doch es war unmöglich, weil unsre Feder dem Fluß ihrer Gedanken nicht zu folgen vermochte

Digitized by Google

und jede Störung sie sofort zum Schweigen brachte. Sie konnte lesen und schreiben und besaß viele Bücher.

Eines Tages bemerkte ich unter denselben eins, das ich noch nie gesehen hatte. Ich blickte hinein und las den Anfang — es war das Evangelium in türkischer Sprache. Ich fragte Behdschet, woher sie das Buch habe, und sie erzählte mir, daß ihr Sohn während des russisch-türkischen Krieges als Gefangener in Rußland gewesen sei, dort habe ihm ein fremder Mann dies Buch geschenkt. Da er selbst nicht lesen konnte, habe er es seiner Mutter als Geschenk mitgebracht.

Als ich den Titel des Buches las, verstand ich soviel davon, daß es das im Koran erwähnte Indschil d. h. Evangelium sein müsse. Im Koran steht: „Gott sandte Gesetz und Evangelium, um die Menschen zu leiten." (Sure 3, 2.)

Für die Muhammedaner sind sowohl das Alte als auch das Neue Testament heilige Bücher, indessen sind beide ihrem Inhalte nach völlig unbekannt.

Der Anfang des Evangeliums Matthäus mit seinem Geschlechtsregister hatte auf mich so wenig Eindruck gemacht, daß ich das Buch unbefriedigt weglegte. Nach einigen Tagen jedoch nahm ich es wieder zur Hand und las im Evangelium Johannes Kapitel 10.

Es heißt dort: „Jesus antwortete ihnen: „Steht nicht geschrieben in eurem Gesetz, ich habe gesagt, ihr seid Götter? So ihr die Götter nennt, zu welchen das Wort Gottes geschah — und die Schrift kann doch nicht gebrochen werden — sprecht ihr denn zu dem, den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat: Du lästerst Gott! darum daß ich sage, ich bin Gottes Sohn?"

Diese Worte setzten mich aufs höchste in Erstaunen, denn sie widersprachen entschieden der muhammedanischen Anschauung. Die Muhammedaner lehnen aufs schärfste ab, daß Jesus Gottes Sohn sei; andrerseits lehrt der Koran ganz klar, daß Jesus einer der allergrößten Propheten war, und nach muhammedanischer Anschauung sind alle Propheten frei von Sünde.

Ich dachte wiederum darüber nach. Wenn Jesus in der Tat ein Prophet war und von sich selbst sagt, daß er Gottes Sohn sei, so mußte es wahr sein, denn eine Lüge konnte er als Prophet nicht sagen. Unabweisbar drängte sich mir der Gedanke auf: Ist das wahr, was hier steht, dann ist unsre muhammedanische Religion nicht wahr; ist es nicht wahr, was hier steht, dann ist Jesus kein Prophet. Der Koran aber lehrt es, und jeder Muhammedaner weiß es von Kindesbeinen an: „Jesus war ein Prophet!"

Als ich zum ersten Male die Worte „Gottes Sohn" las, war ich wie betäubt, und mein Herz war von Grund aus aufgewiegelt. Ich sagte mir: „Was für eine Gotteslästerung ist das! Gottes Sohn! Soll

Digitized by Google

enn an Vielgötterei glauben? Wie ist es möglich, daß Jesus dies sich behaupten konnte?" Denn nach muhammedanischer Auffassung eht man unter „Sohn Gottes" einen Sohn nach dem Fleisch.

Ich bat Gott, mir Klarheit zu geben, und nachdem ich mich etwas higt hatte, überlegte ich nochmals, wie jene Worte gemeint sein ten. Als ich die Stelle des Alten Testamentes, welche Jesus an- t, genau durchdachte und mit den Worten: „den der Vater geheiligt in die Welt gesandt hat", die Jesus hinzufügt, verglich, fing es mir klar zu werden, daß hier kein Gedanke an fleischliche Zeugung könne. —

Als die Hausfrau mich in tiefes Sinnen versunken sah und ich ihr ihre Fragen meine Bedenken mitteilte, suchte sie mich von meinen anken abzulenken, indem sie mir das Buch aus der Hand nahm mich zum Essen rief. —

Mit Beginn des Frühlings kam mein Vater zurück. Er sagte „Mein Kind, ich habe im Dorfe B. dem Ali Beg versprochen, daß hingehen und seinen Sohn unterrichten werdest!" Ich war damit erstanden, ging mit meinem Vater zu Ali Beg und begann, seinen n zu unterrichten. Da baten viele von den Dorfbewohnern mich, Lehrer und Priester zu werden. Ich nahm ihren Vorschlag an blieb in jenem Dorfe im Hause des Ali Beg. Dieser Mann war Pir der Dorfbewohner, welche der Religion der Jologhli hörten. Nach einigen Tagen begab ich mich in die Stadt E. dem Obermollah, um von ihm die Einweihung in mein Amt erlangen. Die Leute machten sich zwar nichts daraus, aber i Gewissen trieb mich dazu an. Ich ging zu dem Mollah, dem ich studiert hatte, und fragte ihn, ob ich tüchtig und würdig das Priesteramt zu verwalten. Er gab mir ein schriftliches Reife- nis, unter welches er sein Siegel drückte, und entließ mich mit Be- und Segen.

Als ich ins Dorf zurückkam, baten die Einwohner mich, doch bald eiraten, da sie wie die meisten Gemeinden einen verheirateten Mollah aben wünschten. Der muhammedanischen Sitte gemäß erwiderte nichts auf ihr Anliegen. So versammelten sich denn die Ältesten, zu überlegen, welches Mädchen für mich passen würde. Ihre Wahl auf die Tochter des Pirs Ali Beg, und somit wurde die Verlobung losse n. Ich erhielt die Weisung, meiner Braut ein Geschenk zu en, und sandte ihr ein Goldstück an einer Kette.

Indessen hatte ich die Worte des Evangeliums, welche ich gelesen e, nicht vergessen, sondern bewegte sie oft in meinem Herzen. Ge- ntlich erzählte ich einigen gebildeten Leuten in meinem Dorfe, ich e eine Übersetzung der Evangelien gesehen, aber sie bestritten dies.

Digitized by Google

Es haben sich nämlich unter den Muhammedanern merkwürdige nschauungen über das Neue Testament gebildet. Viele sagen, als ott den Koran auf die Erde gesandt habe, sei das Evangelium von m in den Himmel genommen worden. Andre behaupten, die Christen ätten, nachdem Muhammed der Welt den Koran gebracht, das Evanelium so verändert, daß das richtige Evangelium eigentlich nicht mehr xistiere. Wieder andere sagen, die Zeit des Alten Testaments sei vorber gewesen, als Gott das Neue Testament auf die Erde gesandt habe; o sei auch mit der Offenbarung des Koran Zeit und Gültigkeit des Evangeliums vorüber gewesen.

Mehrmals schrieb ich an Behdschet Chanum, sie möge mir das Evangelium schicken; sie tat es aber nicht. Wahrscheinlich hatte sie die geheime Besorgnis, daß ich mich mehr damit beschäftigen würde, als mir gut sei. Ich reiste nun nach der Hauptstadt unsrer Provinz und fragte den armenischen Schneider Garabed, wo ein Neues Testament zu finden sei. Er wies mich an einen armenischen Protestanten, und dieser sagte mir, wo ich es bekommen könne.

Als ich mit jenem Garabed wieder darüber sprach, wurde er ärgerlich, obwohl er mir doch erst selbst den guten Rat gegeben hatte, mich an den Protestanten zu wenden. Da er ein sehr fanatischer Anhänger der armenischen Nationalkirche war, wollte er nicht, daß die Protestanten mir ein Neues Testament verkauften. Er ging, wie ich später hörte, zu dem Buchhändler und riet ihm, mir das Buch nicht zu überlassen. Ich sei ein Mollah und würde das Buch zur Polizei bringen und ihn anzeigen. Der Buchhändler solle entweder sagen, er habe keins, oder soviel fordern, daß ich es nicht nehmen würde.

Wirklich verlangte er 30 Grusch, etwa 12 Mark, von mir, was für meine damals bescheidenen Mittel eine große Summe war. Ich sagte ihm, ich habe doch gehört, daß das Buch nur 5 Grusch koste. Gott fügte es so, daß in diesem Augenblick ein armenischer Protestant in den Laden trat. Dieser hörte den Schluß unsres Gesprächs und sagte, er wisse genau, daß die vier Evangelien mit der Apostelgeschichte nicht mehr als 5 Grusch kosteten. Außerdem machte er dem Buchhändler Vorwürfe, daß er so viel von mir verlangte. Auf das Zureden dieses Protestanten verkaufte mir der Buchhändler nun das Neue Testament, und ich kehrte hochbeglückt in mein zwei Tagereisen entferntes Dorf zurück.

Auf halbem Wege lag eine armenische Ortschaft. Ich ging in ein Haus, dessen Bewohner ich kannte, und traf dort einen jungen armenischen Lehrer, der bei jenen Leuten zu Besuch war. Er sah das Neue Testament bei mir und fragte, weshalb ich es gekauft habe. Als ich ihm sagte, ich wolle studieren, was im Evangelium stehe, zeigte er mir im ersten Kapitel des Johannesevangeliums den ersten und vierzehnten

Digitized by Google

Vers und bat mich, über diese Stellen nachzudenken. Er kannte die Behauptung der Muhammedaner, es sei unmöglich, daß Gott einen Sohn habe, und wies mich also gleich auf den Punkt hin, der mir den ersten Anlaß zum Nachdenken über die christliche Lehre gegeben hatte. Der junge Mann war ein lebendiger, bekehrter Christ. Noch in derselben Nacht schrieb er mir das christliche Glaubensbekenntnis in türkischer Sprache auf sowie einige andere christliche Lehren, die ihm für mich wichtig erschienen. Er wohnte in einem Raum, der den Bewohnern des Hauses zugleich zum Brotbacken diente. Zu diesem Zweck befand sich in der Mitte eine gemauerte Vertiefung, in welcher noch glühende Kohlen lagen. Auf diese fiel das mühsam beschriebene Blatt, ohne daß der Lehrer es bemerkte, und als er es am nächsten Morgen dort fand, war es halb verkohlt. Es noch einmal zu schreiben, war nicht möglich, da ich fort mußte. So nahm ich es denn, wie es war, und setzte meine Reise fort. Die fehlenden Wörter und Sätze aber waren es, die mich später besonders zum Nachdenken und Kombinieren anregten.

Auf meinem Wege schlossen sich mir zwei junge Männer an, mit denen ich bald ins Gespräch kam. Der eine erzählte, daß er ein armenisches Mädchen geheiratet habe, obwohl er selbst ein Türke sei. „Ich hatte sie lieb gewonnen," sagte er, „und bemerkte bald, daß auch sie willig war, mich zu heiraten. Als ich sie bat, zum Islam überzutreten, erklärte sie sich bereit, vorausgesetzt, daß ich sie aus ihres Vaters Hause entführte, um sie vor ihren Eltern und dem Bischof zu schützen. Ich versprach es ihr, wußte ich doch, daß die Regierung auf unserer Seite sein würde. Aber sie fürchtete sich dennoch. Da ging ich zu einem Freunde, der klüger und erfahrener war als ich, und fragte ihn um Rat. Er erklärte die Sache für sehr einfach und riet mir, das Mädchen vor den Müfti, einen höheren Priester und Gesetzgeber, zu führen, nachdem ich ihr eingeschärft hätte, ihm folgende Geschichte zu erzählen: „Ich habe in der Nacht ein Gesicht gehabt. Ich sah auf einem grünen Stuhle einen Mann sitzen, dessen Gesicht leuchtete wie die Sonne. Als er mich sah, sprach er zu mir: „O meine Tochter, du gehörst zu meinem Ümmet (Volk), sprich das Wort des Zeugnisses!" Sogleich war meine Zunge gelöst, und ich sagte: „La-ilahä Illallah, Muhammed-er-Resul-Ullah, d. i. Es gibt keinen Gott außer Gott, und Muhammed ist sein Gesandter." Zugleich aber sagte ich ihm, daß ich viel leiden müßte, wenn meine Eltern und unsere Geistlichen dies von mir hörten. Doch der Mann auf dem grünen Stuhle befahl mir, in das Haus des Müfti zu gehen, dieser werde mich beschützen. Als ich vom Schlafe erwacht war, trat ich vor das Haus; da sah ich diesen jungen Mann und bat ihn, mich zu dir zu führen."

Dieser Rat meines Freundes gefiel mir wohl. Ich brachte das Mädchen zum Müfti, und sie erzählte die Geschichte vor ihm und

Digitized by Google

einigen Zeugen. Der Müfti war sehr zufrieden und verheiratete uns nach wenigen Tagen. Ihren Eltern aber gelang es nicht, sie zurückzuholen."

Dies war mit kurzen Worten der Inhalt der Erzählung.

Als ich mich von meinen Begleitern getrennt hatte, fing ich an über die Geschichte nachzudenken. Vor mein inneres Auge traten ähnliche Berichte, die ich in unsern Religionsbüchern gelesen hatte und die beweisen sollten, daß Muhammed Wunder tue. Ich sagte mir, daß, wenn diese Sache ein Betrug sei, auch andres erfunden sein könne. Zwar hielt ich es für möglich, daß einges wahr, andres erdichtet sei. Aber wie sollte man Wahrheit und Lüge unterscheiden! Denn auch diese Geschichte wird der Müfti längst aufgeschrieben haben, und die Moslims werden sich der Begebenheit als eines Wunders freuen. Und welch einen Eindruck wird die Geschichte erst nach hundert Jahren machen! Indessen strafte ich mich im Herzen und sagte mir: „Was sollen diese Gedanken! Wie darf ich an unsern heiligen Büchern zweifeln! Ist das nicht Abfall von Glaube und Religion?"

Einige Tage, nachdem ich in mein Dorf zurückgekehrt war, besuchte mich mein Vater, der inzwischen bei Freunden in B. gewesen war und sich damit beschäftigt hatte, Amulette zu schreiben. Er bat mich, mit ihm in die Stille zu kommen, da er mir viel zu erzählen habe. Ich war gern dazu bereit und nahm das Evangelium mit mir, um mit ihm davon zu reden. Wir gingen aus dem Dorfe und setzten uns unter Bäume am Rande eines Baches, der eine Mühle trieb. Ich gab ihm mein Buch und bat ihn, es zu prüfen. Er nahm es, blätterte darin, legte es nieder und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Mein Sohn, ich bin sehr betrübt!" – „Warum?" fragte ich. „Sieh," war seine Antwort, „ich habe keine Gewissensruhe gefunden bis zu dieser Stunde, und es fehlte nicht viel, so hätte ich auch dich mitgezogen. Wer weiß, ob ich dich nicht schon beeinflußte!" – „Nein, lieber Vater," sprach ich, „ich spüre nichts davon in meinem Gewissen." – „Als ich in deinem Alter war," fuhr er fort, „kamen mir Zweifel über unsre Religion, über Mollahs und Koranauslegung, über allerlei Sitten und Gebräuche. Denn allein die Vorschriften über Waschungen und Gebete sind so mannigfaltig, daß niemand sie erfüllen kann; das Herz kann nie in Frieden sein in dem Bewußtsein, daß die Pflicht erfüllt ist. Denn es steht geschrieben, daß das Gebet, wenn es einmal versäumt oder nicht ganz nach Vorschrift verrichtet wurde, siebzigmal wiederholt werden muß. Wenn dies nicht geschieht, so muß man 70 Jahre in der Hölle dafür leiden. Nun frage ich dich: Wer kann das alles erfüllen? Und wenn man es nicht erfüllen kann – wie ist es möglich, daß Gott auf die Menschen eine Last legt, die sie nicht tragen können? Als ich jung war, disputierte ich hierüber viel mit Mollahs und suchte Klarheit zu erlangen. Einige

Digitized by Google

sagten mir, daß wir uns einfach nach der Überlieferung richten müßten; andre sagten, daß wir tun müßten, was wir können; in dem, was uns fehle, werde Muhammed uns ein Vermittler sein, oder Gott werde Erbarmen üben. Noch andre sagten, es seien viele Gerechte, die lebenslang nach den Vorschriften des Islam gelebt haben, in die Hölle gekommen, dagegen seien Sünder, die im Sterben das Wort des Zeugnisses „La-ilahä Ilallah Muhammed-er-Resul-Ullah" aussprächen, ins Paradies gekommen. So und ähnlich haben wir fünf Jahre lang disputiert, aber niemand half mir zu genügender Klarheit, und die Unruhe meines Herzens ist nur noch gewachsen, obwohl ich glaubte, daß der Koran wahr sei, und Muhammed und seine Nachfolger für heilige Leute hielt. Als ich aber das unwahrhaftige Leben der Mollahs und Koranausleger sah, die Verbote geben und sie selbst übertreten und deren Lehre voller Widersprüche ist, da kamen mir auch hierüber Zweifel.

Damals traf ich den Emrah Chodschah, der dieselben Erfahrungen gemacht hatte, und wir gingen zusammen zu dem Scheich Rädschäb Baba, um ihm unsre Zweifel anzuvertrauen. Er sagte uns: „Was ihr gedacht habt, ist richtig. Der Koran ist wahr, aber die Auslegungen der Mollahs sind falsch, und die Überlieferungen sind meist Erfindungen. Niemand kann durch Waschungen und Gebetsformeln ins Paradies kommen, es sei denn, daß er einen vollkommenen Führer finde. Denn ohne die Hilfe eines solchen kann niemand Gott gefallen." Dann wandte er sich an mich: „Willst du Vollkommenheit erreichen, so mußt du mir dienen. Wenn du durch Gehorsam mein Wohlgefallen erringst, so wirst du erkennen, daß meine Worte Wahrheit sind." Da beschloß ich, bei ihm zu bleiben, und um ihm zu gefallen, heiratete ich seine taubstumme Schwägerin, von welcher du, mein Sohn, geboren bist. Der Scheich bekam aber eine schwere Krankheit, an der er nach jahrelangem Leiden starb. Mit ihm sank auch unsre Hoffnung ins Grab, denn wir sahen ihn in Zweifeln an der Schwelle der Ewigkeit.

Nach seinem Tode lernte ich viele Derwische kennen, bei denen ich jedoch weder Ruhe noch Klarheit fand. Dann traf ich einen Sejid, der zu den Jologhli gehörte. Nach langen Gesprächen sagte mir dieser: Es ist wirklich wahr, daß niemand Gott gefallen kann ohne die Hilfe eines Führers. Dieser Führer aber muß ein Nachkomme Muhammeds sein, damit man ihn anbeten kann. Alle Auslegungen der Mollahs und alle Traditionen sind Lügen, aber im Koran steht geschrieben, daß man den Menschen anbeten soll." (Siehe Koran, Sure 2, 32.)

Da wurde ich ein Jologhli und wünschte, daß auch du einer werdest. Auf unsern Reisen suchte ich dich dafür vorzubereiten. Aber jetzt bin ich gänzlich davon zurückgekommen, denn ich habe viel Böses von den Anhängern dieser Sekte gehört und selbst schlechte Erfahrungen gemacht.

Digitized by Google

Früher glaubte ich, die Gemeinschaft dieser Leute sei geistlich und heilig, aber nun habe ich erfahren, daß es nicht so ist. — Was soll ich jetzt tun? Die Religion der Sunniten, in welcher wir geboren sind, ist leer und unbefriedigend, die Lehre der Derwische ist falsch und betrüglich, die der Jologhli unrein. Durch das alles ist meine Unruhe nur gewachsen, und jetzt kommen mir Zweifel an Glauben und Religion überhaupt. Ich denke zuweilen: Vielleicht ist der Mensch nicht besser als eine Pflanze und alle Religion Menschenerfindung. Aber dieser Gedanke ängstigt mich sehr, denn ich halte es doch für unmöglich, daß Gott, die Propheten und der Koran Lüge seien.

Nun habe ich noch eine Hoffnung. Ich will meinen Freund Sejid Ismael besuchen, vielleicht kann er mir Klarheit verschaffen. Finde ich sie nicht bei ihm, so will ich alle Menschen fliehen.

Erwarte nichts von mir, brauche deinen Verstand und lebe wohl!"

Es tut mir heute noch weh, daß ich damals die Wahrheit unsres Herrn Jesu Christi noch nicht ergriffen hatte, obwohl ich das Evangelium in Händen hielt; meine Augen waren noch gebunden. Dennoch sagte ich mehrmals: „Vater, laß uns in diesem Buche lesen und sehen, was es lehrt." Aber er war aller Bücher überdrüssig und hörte nicht auf meine Bitte.

Nach einer dreistündigen Unterredung kehrten wir ins Dorf zurück. Er nahm Abschied von mir und machte sich auf den Weg zu Sejid Ismael. Aber nachdem er eine Strecke Weges gegangen war, kehrte er wieder zurück; das wiederholte sich fünf- oder sechsmal, sodaß die Dorfleute zu mir kamen und sagten: „Dein Vater ist irre geworden." Ich schämte mich sehr, ging zu ihm und sprach: „Was tust du? Du machst uns zum Gespött der Leute. Entweder geh oder komm zu mir!" Da wurde er zornig, sodaß ich schweigen mußte. Jedoch betrübte mich das alles so sehr, daß ich zu weinen begann. Da flossen auch seine Tränen. „Weine nicht, mein Sohn," sagte er, „ich gehe und komme nie wieder. Wundere dich nicht über meine Art. Ich weiß nicht, wohin oder zu wem ich gehen soll."

So verließ er mich. Ich kehrte nach Hause zurück, ohne viel Gewicht auf seine Worte zu legen. Dennoch war ich sehr traurig und beruhigte mich erst nach einigen Stunden. Am andern Morgen brachte ein Bote mir die Nachricht, daß mein Vater in B. krank liege und nach mir verlange. Ich eilte zu ihm. Er aber sprach: „Mein Sohn, ich bin nicht so krank, und ich bedaure, dich in deiner Arbeit gestört zu haben. Aber da du gekommen bist, so nimm meine Bücher und schreibe mir ein Amulett, vielleicht werde ich dadurch gesund. Dein Atem wird mir helfen." Ich nahm die Bücher und tat, was er wünschte. Dann fragte ich ihn, ob er nicht zu mir zurückkommen wolle. „Nein," sagte er, „ich

Digitized by Google

liege hier gut. Komm morgen mit einem Pferde, dann wollen wir zu dir reiten."

Ich wurde aber im Dorfe aufgehalten und kam erst am zweiten Tage zurück. Da erfuhr ich, daß mein Vater, kurz nachdem ich Abschied von ihm genommen hatte, gestorben und nach der Volkssitte sogleich begraben worden war. So konnte ich nur sein Grab besuchen und mit Tränen zurückkehren.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Erstes Ringen.

Nachdem ich vom Grabe meines Vaters heimgekehrt war, schlug ich das Evangelium auf und las bei Johannes. Als die Jologhli, die bei mir waren, das an Nikodemus gerichtete „Wahrlich, wahrlich" Jesu hörten, sagten sie: „Jesus muß einer der Unsrigen gewesen sein", denn sie nennen ihre Lehre die „Wahrheit".

Nun fing ich an, das Evangelium gründlich von Anfang an zu lesen. Als ich im letzten Kapitel zum 22. Verse kam, hätte ich gern gewußt, ob es denn ein Buch der Propheten gebe. Auch verstand ich die Worte nicht: „Es soll vollendet werden, was durch den Propheten gesagt ist". In unsern Büchern gibt es keine ähnlichen Weissagungen auf Muhammed; was dort etwa angeführt wird, ist unbestimmt und unklar. So durchdachte ich das, was ich las; vieles gefiel mir sehr gut, manches dagegen ärgerte mich, weil es den Begriffen widersprach, die mir bisher heilig gewesen waren. Als ich den 17. Vers im 5. Kapitel Matthäi las, war ich sehr verwundert, daß es vor dem unsern ein Gesetz gegeben haben solle. Unsere Bücher sagen, daß das Gesetz dem Muhammed gegeben worden ist und daß mit dem Erscheinen des Koran das Evangelium kraftlos wurde, ebenso wie einst durch das Evangelium die früheren Religionsbücher ihre Gültigkeit verloren. Aber hier sagt Jesus, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Als ich zum 17. Verse des 8. Kapitels kam, wo das 53. Kapitel des Jesaias angeführt ist: „Er nahm auf sich unsre Schwachheiten, und unsre Krankheiten trug er", war ich erstaunt über den Ausdruck „er trug". Ich mußte annehmen, daß der Prophet vor Jesus gelebt hatte. Warum sagte er dann nicht: „Er wird tragen"? Sollte er nach Jesus gelebt haben, wie konnte es dann heißen: „— auf daß vollendet werde, was durch den Propheten Jesaias gesagt ist"? Da fiel es mir wieder auf, wie groß Jesus gewesen sein müsse, daß alle Propheten einschließen, da der Sprecher selbst ein Prophet sein konnte: „Unsre Schmerzen." Das Wort „unsre" Ich dachte viel darüber nach und kam zu dem Schlusse, daß dies die lautere Wahrheit sein oder daß durch Abschrift ein Fehler

hineingekommen sein müsse. Wenn diese Stelle aber wirklich so im Buche der Propheten stand, so mußte man daraus schließen, daß kein Mensch so groß gewesen ist wie dieser Jesus.

Meine Gedanken beschäftigten sich mehr als drei Tage mit dieser Stelle. Wie sollte man diesen Vers verstehen, wenn er richtig geschrieben war? Man mußte doch annehmen, daß der Prophet vor Jesus gestorben war, und selbst wenn er noch zu Jesu Zeiten lebte, so waren doch andre Propheten vor ihm gestorben. Jesus nahm die Schwachheiten derer auf sich, die zu seiner Zeit lebten. Was ging das die vor ihm Verstorbenen an? War denn Jesus schon einmal vorher dagewesen, daß der Prophet sagen konnte: „Er nahm"? Was für ein Geheimnis lag in diesem Verse? „O Gott gib mir Klarheit darüber, wenn ein wahrhaftiger Weg darin verborgen liegt, und laß mich das Buch dieses Propheten sehen, falls es wirklich vorhanden ist!"

In diesen Tagen kam ein Armenier aus dem Dorfe B. zu uns, um Büffelochsen zu kaufen. Diesem hatten die Leute erzählt: „Unser Chodscha hat ein Evangelium gekauft." Als ich von seiner Anwesenheit hörte, nahm ich das Buch, ging zu ihm und fragte ihn: „Was bedeuten jene Worte des Propheten Jesaia? Stehen sie in seinem Buche genau so geschrieben, wie hier?" — „Ja", antwortete er, „sie sind richtig. Aber kommen Sie in unser Dorf, mein älterer Bruder ist Priester und wird Ihnen viel über diese Dinge sagen können." Nach einigen Tagen ritt ich zu diesem Priester. Er ehrte mich sehr, und abends begann er, mir viele Geschichten von Adam und den Patriarchen zu erzählen, die ich noch nicht kannte. Als ich ihn nach dem christlichen Gebet und Gottesdienst fragte, antwortete er: „Das können Sie morgen in der Kirche hören; aber natürlich kann unser Gebet nicht türkisch gesagt werden". Da bat ich ihn, es mir vorzusprechen. So hörte ich das Vaterunser in Alt-Armenisch und schrieb es mit türkischen Buchstaben auf. Ich wurde hierdurch daran erinnert, wie auch wir eine so große Wichtigkeit darauf legen, daß unsere Gebete in alt-arabischer Mundart gesprochen werden. Später fragte ich ihn: „Wo stehen die Geschichten geschrieben, die Sie mir erzählt haben? Gibt es eine türkische Übersetzung davon?" Er antwortete: „Gewiß, sie stehen im Alten Testamente geschrieben; Sie werden es in türkischer Sprache bei denen finden, von denen Sie dies türkische Evangelium gekauft haben." Er riet mir auch, doch ein ganzes Neues Testament zu kaufen, da meins mit der Apostelgeschichte aufhörte. Nachher fing er an, auf die evangelischen Armenier zu schelten, und es wurde mir klar, daß ich es hier mit zwei Parteien zu tun habe. Dann begann er ein Loblied auf die Bischöfe und ihre Kleider, die Kirchen und Bilder, die Heiligen, Zeremonien u. s. w. Als ich ihn so reden hörte, gefiel mir der Mann immer weniger, und ich verlor alles Vertrauen zu seinen bisherigen Worten.

Digitized by Google

ı folgenden Tage gingen wir zuſammen in die Kirche, und ich
: die Bilder angebetet wurden. Danach fing der Prieſter wieder
die Kleider und die Pracht der Kirche zu loben. Endlich konnte
· Reden nicht länger ertragen und fragte ihn: „Haben Sie mir
ndres zu erzählen? Welchen Wert hat dieſe Pracht? Wir haben
von. Warum loben Sie das alles? Ich ſuche nicht Pracht, ſondern
it." Doch er antwortete: „In dieſer Pracht liegt eine Kraft
en." Dann gab er mir zwei Stücke der Hoſtie, auf welchen ein
bgedrückt war, und ſagte: „Eſſen Sie ein Stück auf, das andre
Sie mit und legen es, wenn Sie beten, vor ſich hin; machen
Zeichen des Kreuzes und ſagen Sie auf Alt-Armeniſch: Hanun
w Worto jew Hokuin Srpo (d. i. im Namen des Vaters
; Sohnes und des Heiligen Geiſtes). Faſten Sie zweimal in
he, dann werden Sie ſehen, welche Kraft in dieſen Dingen liegt."
ich einen ungünſtigen Eindruck erhalten und faſt die Freude
ngelium verloren hatte, beſchloß ich doch, ſeinem Rate einfältig
ı, um zu ſehen, ob er recht hatte oder nicht.
ge Tage, nachdem ich in mein Haus zurückgekehrt war, kam
geliſch-armeniſcher Händler, mit dem ich über Religion zu
en begann. Ich fragte ihn: „Warum glauben Sie nicht an den
nd an Muhammed? Wir glauben doch an den Koran ſowie
Bücher, die vorher gegeben ſind, und an Muhammed ſowie an
Propheten." Er antwortete: „Bitte hören Sie mich an. Ich
ie einiges fragen und bitte Sie nur, aufrichtig zu antworten:
ın verlangt von einem andern tauſend Mark, die er ihm
haben will. Der andere ſagt: „Du haſt mir nichts gegeben,
jabe dir nichts zu bezahlen." Wie wird der Richter urteilen,
Leute ihre Sache vor ihn bringen?" Ich antwortete: „Ein
Richter wird von dem Geber zwei Zeugen oder einen Schuld-
langen." — „Gut", ſagte der Armenier, wenn er nun aber
huldſchein und keine Zeugen hat?" — „Dann wird der Richter
ß der Mann ohne Beweiſe auch nichts verlangen kann und
: wegſchicken." — „Gut, was aber kann der Richter tun, wenn
r das Geld wirklich gegeben hatte, freilich ohne einen Schuld-
verlangen?" — „Was ſagen Sie! Erſtens kann der Richter
Geſetz gar nicht glauben, daß der Mann ohne Schuldſchein
Zeugen etwas zu verlangen hat, und zweitens verdient der
s Geld zu verlieren, wenn er wirklich ſo unvorſichtig war.
Falle hat der Richter kein Unrecht getan." — „Nun, geradeſo
ich mit Muhammed und dem Koran einerſeits und Jeſus und
gelium andrerſeits. Muhammed und der Koran erklären ihre
igen für wahr, Jeſus und das Evangelium ſagen dasſelbe von
n man von beiden Zeugen oder Schein verlangt, ſo zeigt

Digitized by Google

Jesus das Evangelium als Schein und als Zeugen Moses und die Propheten. Nehmen Sie die Bücher Moses und der Propheten, lesen Sie sie und vergleichen Sie sie mit dem Evangelium, damit Sie sehen, ob sie von Jesus zeugen oder nicht. Wenn man nun aber vom Koran und von Muhammed Zeugen und Beweisschein verlangt, so bekommt man zur Antwort: Ich hatte sie in den Büchern Moses und der Propheten, aber Juden und Christen haben sie gestohlen. Wem werden wir nun recht geben, wenn wir uns auf den Standpunkt jenes Richters stellen? Müssen wir nicht demjenigen recht geben, der Zeugen und Beweisschein hat? Wie dürfen wir glauben, daß Gott seine eigene Sache ohne Zeugen und Beweise lassen wird? Denken Sie gerecht!"

Als unsre Besprechung zu Ende war, überlegte ich alles gründlich und kam zu dem Schluß: Wirklich, die Christen werden am Tage des Gerichts gerechtfertigt vor Gott stehen. Denn Gottes Urteil ist gerecht, wie er selbst gerecht ist. Diejenigen, welche dem Evangelium folgen, können dann sagen: „O Herr, wir haben in der Welt gesehen, daß nur das Evangelium in den Büchern der Propheten und Mose Zeugnisse für sich hatte, die bewiesen, daß es mit den früheren Büchern zusammenhängt und göttlichen Ursprungs ist; der Koran aber hatte keine Beweise und behauptete, daß sie ihm gestohlen seien. Warum aber, o allmächtiger und gerechter Gott, konnten wir jene Zeugnisse und Beweise für Muhammed nicht sehen, wenn du wirklich solche in deine heiligen Bücher gelegt hattest? Sind sie vernichtet, wie der Koran sagt? Wer aber hätte vermocht, sie gegen deinen Willen fortzunehmen, wenn es wirklich deine Zeugnisse waren? Wenn du es aber zugelassen hast, daß Zeugnisse verloren gingen, die sich auf Muhammed bezogen, was konnten wir dann tun? Wie konnten wir gegen Vernunft und Recht an eine Sache glauben, die keine Beweise hat, da wir selbst bezeugen, daß du weise und gerecht bist und von den Menschen verlangst, daß auch sie verständig und gerecht urteilen? Kann deine Gerechtigkeit dir erlauben, uns zu verurteilen, dafür, daß wir nicht glauben konnten, was keinen vernünftigen und gerechten Beweis hatte, da doch du selbst uns die Vernunft gegeben hast?"

Außerdem sagte ich mir, daß, wenn man in solchem Falle unschuldig bestraft würde, diese Leiden besser seien als das Glück, das man dadurch erlangen könnte, daß man eine jeder Vernunft und Gerechtigkeit widerstreitende Lehre annimmt.

Warum also soll ich das Evangelium nicht lesen, warum nicht erforschen, ob und wodurch seine Wahrheit bewiesen ist, warum nicht unsre und die christliche Religion miteinander vergleichen?

Darauf fing ich an, das Evangelium mit neuem Eifer zu lesen. Ich las sowohl in der Stille als auch vor den Augen der Menschen und gewann das Buch so herzlich lieb, daß ich es mit mir nahm, wohin ich

Digitized by Google

ging. Wenn ich in der Umgebung des Dorfes spazieren ging, hatte ich es stets bei mir, und indem ich las, wuchs meine Begeisterung für die Sittenlehre und die göttlichen Forderungen Jesu, der unsre vollkommene Liebe verlangt, wie er sich selbst für uns geopfert und die Seinen geliebt hat bis ans Ende. Dann zitterte mein Gewissen, denn ich faßte Jesu Forderungen immer mehr als Befehle auf, die auch an mich ergingen, so Matth. 11, 28: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."

Vom Gebet im biblischen Sinne hatte ich noch keine Ahnung. Wenn mein Herz besonders erfüllt war von dem Einfluß des Wortes, so las ich das Vaterunser alt-armenisch, wie ich es nach den Worten des Priesters mit türkischen Lettern aufgeschrieben hatte; denn der Wunsch zu beten kam mir, sobald ich mich in die Schrift vertiefte. Es konnte mir natürlich keine Befriedigung gewähren, das Vaterunser in einer mir unbekannten Sprache zu lesen. Wenn ich aber im Matthäusevangelium im 6. Kapitel die Worte Jesu: „Also sollt ihr beten," und danach das Vaterunser in türkischer Sprache las, so war ich wiederum nicht befriedigt, denn ich dachte, ein richtiges Gebet dürfe nicht in einer allgemein verständlichen Sprache gesagt werden. Darum erschien es mir so nur wie ein halbes Gebet. Als ich aber später die Barmherzigkeit Gottes verstand, wurde es mir klar, daß zu jener Zeit schon der heilige Geist mich vertreten hat mit unaussprechlichem Seufzen, wie der Apostel sagt. Denn ich erinnere mich sehr genau, daß aus meinem Herzen Gebet und Bitte emporstiegen, ohne daß die Lippen Worte fanden, da ich gar nicht wußte, wie ich beten sollte; der heilige Geist trat für mich ein und kam meiner Schwachheit zu Hülfe. Ich seufzte von Herzen: „O Herr, gib mir Geist und Wahrheit, denn ich bin unwissend und blind!"

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Licht nach dem Dunkel.

las ich zum zweitenmal das Evangelium bis zu Ende und fuhr it den Episteln fort. Ich kann nicht beschreiben, welche Freude be mein Herz erfüllte, als ich die ersten Kapitel des Römerbriefs an durch sie wurde ich völlig überzeugt, daß Jesus Gottes Sohn hrlich, wenn viele kluge und gelehrte Männer versucht hätten, mich zeugen, so hätten sie unmöglich so tief auf mich einwirken können, wie rte Röm. 1, 3. 4; denn durch sie hat mir Gott den Glauben geschenkt, urch sie hat mein Herz die Kraft Gottes vernommen. Als ich die e Pauli zu Ende gelesen hatte, war ich traurig, weil ich gern noch r mehr davon gehabt hätte. Ich wußte nicht, war ich froh über Belesene, oder war ich betrübt, weil ich nichts mehr davon zu lesen . Bald dachte ich: O wie süß war, was ich gelesen habe! — und wieder: Ach, daß es zu Ende ist! — So war mein Herz zwischen ude und Betrübnis geteilt. Ich tröstete mich damit, daß es doch t zu Ende sei, da ich ja das Buch in der Hand hielt. Da drückte das Buch an die Lippen, küßte es wieder und wieder, schlug es auf, wieder und wieder darin und sagte: „Was soll ich tun? Soll ich h essen, o Buch?"

In dieser Freude las ich weiter bis zum Ende der Offenbarung. urch sie habe ich viel empfangen, denn als ich von Gottes Thron las, taten die Bilder vor mein geistiges Auge, und ich glaubte alles von Herzen, so neu und überraschend es auch war. Es war das erste Mal, daß ich einen Eindruck von der Herrlichkeit Gottes bekam, und mein Herz sprach: „O Herr, mein Schöpfer, jetzt glaube ich, daß du mich geliebt hast, denn du hast mir das Buch geschenkt. Ich glaube, daß dies dein wahrhaftiger Weg ist und bitte dich: Mache mich fest auf diesem Wege! Meinem Geist tut es wohl, dies zu glauben. Weshalb also soll ich noch einen andern Weg für mein geistiges Leben suchen? In nichts fand mein Geist bisher einen so vollkommenen Frieden wie in diesem Glauben. Wie hat dieses Buch meine Seele gesättigt, und doch habe ich noch viel geistige Speise zu erwarten! Darum will ich allein dir folgen, o Jesu, Gottes Sohn, es komme, was da will. Ich glaube, daß du mein Mittler

Digitized by Google

bist und mich nicht verloren gehen lässest. Wenn du mich aber in die Hölle schicken solltest, so würde ich dir gehorchen und dich dennoch anbeten. Leib und Geist sollen dir ein Opfer sein. Nur bitte ich dich um Kraft, deine Gebote richtig zu verstehen."

In jenen Tagen las ich das Stück verbrannten Papiers, auf welches der junge Lehrer Petros für mich geschrieben hatte: „Wir glauben an einen Gott — — —" und dann weiter einzelne abgerissene Stücke des Glaubensbekenntnisses. Diese weckten meine Aufmerksamkeit, und ich fragte mich, was sie bedeuten möchten.

Ich schrieb einen Brief an Herrn Sewortian und bat ihn, mir eine vollständige Bibel zu schicken, damit ich das Buch des Propheten Jesaias lesen könne. Ich wollte es mit den Evangelien vergleichen, um mich ganz zu überzeugen, daß sie übereinstimmten. Die halbverbrannten Papierstücke fügte ich bei und bat, mir die Worte zu vervollständigen und meinem Boten mit der Bibel zu übergeben.

Um diese Zeit siedelte ich vom Dorfe B. nach dem zwei englische Meilen entfernten S. über. Obwohl ich für beide Dörfer als Lehrer und Prediger zu sorgen hatte, war es besser für mich, in S. zu wohnen, da ich dort mehr Schüler hatte als in B. Auch Ali Beg, der Pir, war mit dieser Veränderung einverstanden. Kaum war ich in meinem neuen Wohnort, so kamen Steuerbeamte in das Dorf. Als sie in meinem Zimmer das Evangelium sahen, fingen sie an, mit mir zu zanken: „Ist es recht für dich, dies Buch zu lesen?" Als ich nach dem Grund ihres Vorwurfs fragte, antworteten sie: „In dem Buch steht geschrieben: „Sohn Gottes," und das ist eine Gotteslästerung." Ich erklärte ihnen, das sei nicht so gemeint, wie wir es verstanden hätten, und fing an, ihnen nach Kräften das Wort auszulegen. Es waren von sich eingekommene Leute, die nicht so leicht zu überzeugen waren. Als sie aber sahen, daß sie nicht gegen die Wahrheit streiten konnten, sagten sie, das Evangelium sei griechisch und man könne es nicht übersetzen. Auf meine Behauptung, dies Buch sei aus dem griechischen Text übersetzt, antworteten sie: „Niemand versteht Alt-Griechisch. Das Evangelium kann unmöglich mit diesem Buch übereinstimmen." Mit höhnischen Worten verließen sie mich.

Ich wartete nun sehr auf meine Bibel, bekam aber statt ihrer Antwort, es sei besser, wenn ich selbst nach der Stadt komme, das Buch zu holen. Da der Brief in gutem Türkisch geschrieben war, die Armenier aber das Türkische meist sehr fehlerhaft sprechen, so glaubte ich, daß er von einem muhammedanischen Mollah geschrieben, der vielleicht wie ich selbst die Bücher der Evangelien und der Propheten gelesen hatte. Um den Schreiber des Briefes kennen zu lernen, beschloß ich, nach der Stadt zu reisen.

Indessen war in diesen Tagen auf dem Wege nach E. ein Mann

Digitized by Google

ermordet worden; deshalb hielten meine Leute mich zurück und baten mich, lieber zu warten, bis einige von ihnen denselben Weg machen würden. Aber mein Herz konnte nicht warten. Noch am selben Abend machte ich mich auf die Reise. Unterwegs überlegte ich, ob ich nicht nach dem Dorfe gehen solle, wo mein Bekannter, der armenische Priester, wohnte. Er hatte mich aufgefordert, ihn wieder zu besuchen, und versprochen, mir eine Empfehlung an den Bischof zu geben, der meine Fragen besser als er selbst beantworten werde. Ich war etwas unentschlossen, setzte mich am Straßenrande nieder, schlug mein Evangelium auf und hoffte, Gott werde mir durch sein Wort zeigen, ob ich zum Priester oder geradeaus in die Stadt gehen solle. Ich erinnere mich nicht mehr der Stelle, die ich las, aber es wurde mir ganz klar, daß ich ohne Aufenthalt in die Stadt müsse. Da ich mich diesmal ein wenig fürchtete, allein zu gehen, bat ich Gott, die Reise gelingen zu lassen, falls sie nach seinem Willen sei. Mein Herz hegte noch einige Zweifel über die Jesaiasstellen, und ich hätte gern Klarheit darüber gehabt, bevor ich starb: „Wolle Gott mir einen Reisegefährten zu meiner Sicherheit schicken!" dachte ich. „Um des Glaubens willen zu sterben kann freilich nicht schwer sein; wenn ich denn auf dieser Reise getötet werden soll, so bitte ich, daß es nicht vergebens geschehe."

Mit solchen Gedanken kam ich nach A. und suchte das Haus eines Bekannten auf. Kaum war ich dort, so kamen zwölf mir bekannte Personen, die von einem Gendarmen zur Untersuchung in die Stadt geleitet wurden, da man behauptete, der Mörder sei aus ihrem Dorf. So hatte ich jetzt viele Reisegefährten. Als ich aber auf dem Wege mit ihnen vom Evangelium sprach, zeigten sie die tiefste Verachtung für mich.

In der Stadt angelangt, begab ich mich in den Laden Sevortians und fragte nach dem Manne, der den Brief an mich geschrieben habe. „Sie werden ihn in der Schule finden, wo er unterrichtet," sagte Sevortian, „ich will Ihnen ein paar Zeilen an ihn mitgeben." Aber indem er so sprach, kam ein reicher Muhammedaner und setzte sich zu ihm. Da sagte er mir: „Kommen Sie etwas später wieder!" Ich kam aber auch zum zweiten- und drittenmal vergebens, weil der Muhammedaner noch da war. Endlich fragte ich Sevortian, ob er geschrieben habe. Der Muhammedaner war neugierig und wollte wissen, um was es sich handle; doch erhielt er keine Anwort. Nachdem er endlich fortgegangen war, schrieb Sevortian ein paar Zeilen und gab sie mir. Ich ging in die protestantische Schule und fand dort einen Lehrer Namens Serkis, der sich als der Schreiber des Briefes erwies. Als er erfuhr, wer ich war, freute er sich sehr und führte mich in sein Zimmer, wo wir lange allein miteinander redeten. Er, der von Jesus gelernt hatte, war sehr geduldig mit mir und versuchte, liebevoll durch das Wort Gottes zu beseitigen, was er an Unklarheiten bei mir fand; denn meine ganze

Digitized by Google

Denk- und Ausdrucksweise war wie mein ganzes Benehmen noch muhammedanisch und paßte nicht für einen Christen. Zuletzt las Bruder Serkis ein Kapitel der Schrift in türkischer Sprache, und dann standen wir auf zum Gebet. Aber was für ein Gebet war das! Mein Herz zerschmolz und mein Körper fing an zu beben, aber mein Geist war voll Freude, als er für mich zu Gott betete, warm und voller Glauben: „O Gott, wasche diesen jungen Bruder mit dem Blute Jesu Christi und leite ihn durch die Wahrheit und durch deinen heiligen Geist, bis er sein Teil findet, den vollkommenen Frieden!"

Nachdem Serkis aufgehört hatte zu beten, sagte ich mir, daß er ein heiliger Mann sei, und fiel ihm zu Füßen, denn ich wußte nicht, was ich *tun* sollte. Er aber hob mich auf, ergriff meine Hand und sagte: „Bruder, *ich verachte* nicht die Liebe, die du in deinem Herzen hast; aber ich will dir etwas zeigen." Nun schlug er die Bibel auf und las mir von Cornelius vor und aus der Offenbarung von dem Engel, der, als Johannes ihn anbeten wollte, ihn zurückwies mit den Worten: „Siehe unsre Anbetung und Verehrung gehört Gott allein!" Im Laufe des Gesprächs fragte ich den Lehrer dann: „Ich habe im Evangelium nichts von Bilderdienst und Zeremonien gefunden. Warum sehe ich denn Bilder in euren Kirchen? Das macht mir viel Gedanken." Er lächelte ein wenig, obwohl man sah, daß die Frage ihm weh tat. „Das alles sind Irrtümer, wider Gottes Willen," sagte er. „Sieh das Zeugnis der Schrift!" Dann zeigte er mir alles, was die Bibel darüber sagt. Nachher erzählte ich ihm von meinen Gesprächen mit dem gregorianischen Priester, und er erklärte mir Verschiedenes. Zum Schluß sprachen wir über die Bücher, und er forderte mich auf, am Abend mit Meister Garabed, bei dem ich wohnte, zu Baron Sevortian zu kommen; dort wolle er mit mir die nötigen Bücher kaufen.

Zur festgesetzten Stunde trafen wir uns in dem Laden. Ich bemerkte, daß Serkis unser Gespräch verheimlichen wollte, darum schwieg auch ich darüber. Als Garabed vernahm, daß ich Bücher im Werte von 30 Piastern wünschte, sagte er: „Gebt sie ihm morgen, ich werde es bezahlen." Er war mir nämlich ein türkisches Pfund schuldig. Als ich am Morgen im Laden erschien, um die Bücher zu holen, baten Serkis und Sevortian mich, ihnen doch das Geld gleich selbst zu bezahlen; es würde schwer für sie sein, die Schuld später von Garabed zu erhalten.

Als ich aber mit Garabed sprach, versuchte er, mich zu überreden, daß ich die Bücher nicht gleich mitnehme; er wolle sie mir lieber schicken, es sei auch möglich, daß er sie ohne Geld bekäme. Aber ich wurde ärgerlich und sagte: „Es ist doch eine Schande, etwas zu versprechen und nicht zu halten. Gestern haben wir den Leuten gesagt, daß wir kaufen wollen, und heute sprichst du anders." Dann ging ich in den Laden und teilte Serkis und Sevortian Garabeds Worte mit. Serkis

Digitized by Google

fragte mich, wieviel Geld ich bei mir habe. „10 Piaster", antwortete ich. Er meinte, es werde genügen, und nahm mich dann mit zu den amerikanischen Missionaren. Diese begegneten mir sehr liebevoll, und trotz unsres kurzen Beisammenseins empfand ich, daß ich es mit geisterfüllten, liebevollen Christen zu tun hatte. Sie führten mich in einen Raum, an dessen Wänden zahlreiche Bücherregale standen, und suchten mit mir die mir nötigen Bücher aus: eine vollständige Bibel, Erklärungen zu Matthäus und Markus, ein arabisches Psalmbuch, eine Erklärung der Bergpredigt und der zehn Gebote und ein Büchlein über evangelische Glaubenslehre. Ein türkisches Gesangbuch erhielt ich später als Geschenk von Johannes Aga. Serkis gab den Missionaren meine 10 Piaster, und als ich nach dem Rest meiner Schuld fragte, sagten sie, ich möge das übrige als ein Geschenk von ihnen annehmen.

Auf dem Rückwege sagte Serkis: „Wir wollen einige Tage gründlich miteinander reden." Ich sah seine Absicht mich zu überzeugen und dachte: „Er ist ein gelehrter Mann, der mich durch seine Beredsamkeit überwinden könnte, so daß ich ihm nicht zu antworten wüßte, während doch die Wahrheit auf meiner Seite sein könnte. Zwar habe ich das Evangelium lieb und möchte keinen anderen Glauben haben als den, welchen es gibt. Aber ich weiß nicht, was in diesen Büchern steht, und muß erst sehen, ob ihr Inhalt mit seinen Worten übereinstimmt." Für den Fall, daß ich den Mann überreden würde, aber fürchtete ich, daß ich in meiner Religion fester werden würde, während doch die Wahrheit auf seiner Seite sein könnte. — So vermied ich dieses Gespräch.

Ich wußte, daß Garabed mich verhindern würde, die Bücher mitzunehmen. Darum sprach ich noch einmal mit Serkis darüber. Ich hatte die Absicht, auf Garabeds Reden ausweichend zu antworten und die Bücher mitzunehmen. Bisher hatte ich es nämlich mit der Wahrheit nicht sehr genau genommen, da den Muhammedanern die Notlüge erlaubt ist. Serkis aber sagte mir: „Unsre Rede muß zu jeder Zeit so klar sein, daß auch nicht ein Schein von Unwahrhaftigkeit auf uns fallen kann." Da schämte ich mich sehr und faßte den Entschluß, niemals wieder eine Unwahrheit zu sagen.

Am Abend kam ich in das Haus des Meister Garabed, der sich sehr ärgerte, als er die Bücher sah.

Da der nächste Tag ein Sonnabend war, wollte ich noch den Sonntag in der Stadt zubringen, um eine Predigt in der protestantischen Kapelle zu hören, wie auch Serkis mir geraten hatte. Am Sonntag Morgen forderte Meister Garabed mich auf, mit ihm in die Kirche zu gehen. Ich willigte ein und besuchte mit ihm den gregorianischen Gottesdienst. Nachher gingen wir zusammen in die protestantische Kirche, wo Prediger H. T. in türkischer Sprache über 1. Mose 3, 21 predigte. Nach dem Gottesdienst blieben wir drei, Serkis, Garabed und ich, zurück und

Digitized by Google

sprachen mit dem Prediger. Der Meister, der mich schon vorher hatte überreden wollen, die Bücher zurückzulassen, sprach jetzt auch mit den beiden darüber. Doch redeten sie armenisch, was ich nicht verstand. Schließlich sagte der Prediger mir: „Der Meister hält es nicht für klug, die Bücher mitzunehmen; er will sie Ihnen lieber nachschicken, weil er meint, es könnte gefährlich für Sie sein, wenn man die Bücher bei Ihnen, einem Mollah, fände. Man würde dann weiter forschen, und es möchte nicht nur für Sie, sondern für uns alle Gefahr daraus entstehen. Auch ich bin der Meinung, daß es besser ist, sie hier zu lassen; und ich denke, daß der Meister in guter Absicht redet." Ich antwortete ihm nicht, sondern fragte Serkis heimlich nach seiner Meinung. Er antwortete: „Nimm die Bücher mit! Wie Gottes Wille ist, so wird es geschehen; wir müssen bereit sein, auch unser Blut um Jesu willen hinzugeben." Da seine Worte mit meinen Wünschen übereinstimmten, tat ich, wie er mir riet, ging in mein Dorf zurück und begann, meine Bücher zu lesen.

Zu jener Zeit hatte ich etwa 20 Schüler und wohnte im Hause Sejid Hasans, der wie mein früherer Wirt, Ali Beg, Pir des Dorfes war. Er zählte damals etwa 30 Jahre.

Ich fing an, mit ihm über die Bücher zu sprechen, die ich las. Er war voll Eifer, davon zu hören und mit mir zu disputieren, und fragte mich unter anderem: „Wir sagen, Ali sei Gott. Meinst du denn, daß Jesus Gott sei?" — „Ja," antwortete ich und fuhr fort: „Woher weißt du denn, daß Ali Gott ist?" Ich kannte nämlich die Lehre der Jologhli besser als die meisten von ihnen. Er erwiderte: „Ali hat Wunder getan und Tote erweckt, wie du es ja selbst aus den Büchern weißt." Ich sagte: „Ich habe freilich gelesen, daß er Tote erweckte, aber er mußte zuvor Gott bitten. Jesus dagegen befahl, und die Toten standen auf." Ich versuchte, ihm dies in verschiedenen Gesprächen klar zu machen, und nach einiger Zeit war er überzeugt.

Zu der Zeit besuchte mich der armenische Priester. Er wußte, daß ich als Mollah und Vertrauensmann der Regierung die Ablieferung der Steuern zu überwachen hatte, die in dem Zehnten aller Feldfrüchte bestanden. Dies benutzte er, um ein oder zwei Wagen Heu von mir zu verlangen. Ich schwieg. — Er war an jenem Tage Gast in unserm Dorfe. Als es Abend wurde, ging ich zu ihm, um mit ihm zu sprechen. Er fing an, von der Sünde Davids an Uria zu reden, von der ich damals auch schon gelesen hatte. Als er erzählte, wie der Prophet Nathan zu David kam, um ihm seine Sünde vorzuhalten, sagte ich: „Käschisch (Priester), ich muß dich etwas fragen. An einem Orte lebt ein Mensch, der die Gebote Gottes und die Pflicht sie zu befolgen sehr gut kennt. An einem andern Orte dagegen lebt ein Mensch, der wenig von den Befehlen Gottes und vom Gehorsam gegen die Gebote weiß. Der

Digitized by Google

lnwiſſende wünſcht, von dem Wiſſenden zu lernen. Welches iſt nun ie Pflicht desjenigen, der viel Erkenntnis hat?" Er antwortete: Er muß den Unwiſſenden belehren, ſowohl durchs Wort als durch die Tat." Ich ſagte: „Wenn nun aber derjenige, der viel weiß, den Unwiſſenden, anſtatt ihn vor der Sünde zu warnen und ihn Gerechtigkeit u lehren, um Gewinnes willen zu einer Sünde nötigt?" Schnell antwortete der Prieſter: „Dann iſt er verflucht von Gott." Er verſtand nicht, daß ich ihn ſelbſt meinte, weil er mich gebeten hatte, ihm auf unrechtmäßige Weiſe Heu zu verſchaffen. So ſagte ich ihm denn: Bitte, denke ein wenig nach!" Da antwortete er: „Die Geſchichte iſt ähnlich wie die von David und Nathan."

Als ich ſah, daß er mich verſtanden hatte, verließ ich ihn und ging nach Hauſe. Er hat nicht wieder Heu von mir verlangt.

Am andern Tage ſah ich denſelben gregorianiſchen Prieſter wahrſagend im Dorfe von Haus zu Haus wandern. Ich ging ihm nach und fragte ihn: „Prieſter, fürchteſt du dich nicht vor Gott? Zauberei wird in der ganzen Heiligen Schrift eine große Sünde genannt, wie darfſt du dann Zauberei treiben?" Er erſchrak, faßte ſich aber ſchnell und antwortete mir lächelnd: „Was ſollen wir tun? Wir wollen auch eben." Von da an hörte jede Verbindung zwiſchen uns auf.

Ich las fortwährend in der Heiligen Schrift, überlegte jede Stelle, die ich nicht verſtand, und flehte Gott an, ſie mir zu erklären. Der Herr half mir und öffnete mein Verſtändnis. Mein Gebet war beſtändig: „O Herr, zeige mir die Wahrheit und gib mir Gnade, ſie zu erfaſſen und in ihr zu bleiben, damit ich dich preiſen kann in Ewigkeit. Gib mir, daß ich zu deinem Volk komme. Wie du Abraham riefeſt, daß er ſeine Heimat verließ und dir folgte, ſo weiſe auch mir den Weg, den ich gehen ſoll. Ich bin bereit, alles zu verlaſſen und dir nachzufolgen; nur bitte ich dich, daß du mir Kraft geben wolleſt auszuharren, wenn die Menſchen mich verſpotten, verfolgen oder töten um des Evangeliums willen. Ich will gern leiden, nur gib mir Kraft auszuharren, daß ich nicht vor dir zu ſchanden werde."

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Mollah und Christ?

Bald darnach begann ich, meinen Schülern von Jesus zu sagen, d. h. denjenigen, die es verstehen konnten. Ein Knabe von vierzehn Jahren mit Namen Kaja war besonders aufmerksam; ihm schenkte ich das Neue Testament, durch welches ich zuerst zur Erkenntnis gekommen war, sprach und betete viel mit ihm.

Als ich in dieser Weise vorging, nahmen die Dorfleute es übel und fingen an, schlecht von mir zu reden; denn ich hielt den Sonntag heilig und unterließ den Asan (den fünfmaligen Ruf des Mollah vom Minaret) oder ließ ihn durch meine Schüler verrichten; auch schrieb ich nicht mehr Amulette für Kranke, wie es bei den muhammedanischen Priestern üblich ist. Wo ich auch war, betete ich vor dem Essen mit entblößtem Haupt. Dazu predigte ich den Leuten das Evangelium. Dies alles ärgerte sie; aber sie konnten nicht mit mir disputieren, da sie ungelehrte Leute waren. Sejid Hasan dagegen war ziemlich einig mit mir und glaubte, was ich ihm sagte. Er wollte nicht mehr den Zehnten vom Volke nehmen, wie es den Sejids unter den Jologhli zusteht, sondern lehrte: „Die Sejids haben keine Macht, Sünden zu vergeben, darum sollt ihr ihnen auch keinen Tribut bringen." Die Sejids behaupten nämlich, daß sie Sünden vergeben können.

In jener Zeit kamen zwei Sejids ins Dorf, um bei den Leuten Geld zu erpressen. Sejid Hasan jedoch sagte ihnen: „Geht! Welches Recht habt ihr, die Leute zu berauben?" und trieb sie mit Schimpfworten aus dem Dorfe; denn das Schimpfen ist die Gewohnheit der Jologhli, und Sejid Hasan hatte noch nicht so viel Klarheit, daß er es als Unrecht erkannt hätte. Bald darauf kamen Gäste aus der Stadt in Sejids Hasans Haus, ein andrer Sejid und ein Mann Namens Ismael Efendi, der Sohn eines berühmten Schriftstellers in E. Bald waren die drei Männer in ein Gespräch über Religion vertieft. Sejid Hasan sagte: „Unser Mollah versteht viel von solchen Dingen; er wird kommen und euch antworten." Man rief mich, und der Efendi, den ich schon durch meinen Vater kannte, fragte mich: „Wie, denkst du, erlangen wir das Heil?"

Digitized by Google

„Wenn du das wissen willst, so laß uns das Evangelium lesen; dann werden wir sehen, wie es sich damit verhält."

„Das Evangelium ist unrichtig."

„Dein Vater schreibt in seinem großen Werke über das Johannesevangelium und lobt es als richtig und wahr. Willst du jetzt verleugnen, was dein Vater gesagt hat?"

„Nein, ich sage nichts gegen das Johannesevangelium."

Sein Vater stand bei den Jologhli in hohem Ansehen, weil er viele geistliche Lieder für sie gedichtet hatte. Es ist sehr merkwürdig, daß er in seinem Buche den Johannes nennt und sein Evangelium preist.

Später fragte der Efendi mich: „Was lehrt das Evangelium?"

Da fing ich an zu reden: „Das Heil ist in Jesu allein, denn er hat sich selbst zum Opfer gebracht." — Dann sprach ich noch von den zehn Geboten.

Er aber sagte: „Unser Weg ist Al Älä Al Hakka, Hand in Hand und Hand zu Gott", d. h.: Unsre Hand muß in den Händen der Sejids sein, damit wir durch sie das Heil erlangen, die Hände der Sejids aber sind in den Händen Gottes.

Ich führte ihnen die Worte des Psalms: „Wenn die Gottlosen auch Hand in Hand gehen, werden sie doch nicht ungestraft bleiben", in arabischer Sprache an und übersetzte sie ins Türkische; da schwiegen sie. Denn in ihrem Aberglauben meinten sie, daß jedes arabische Wort aus dem Munde Gottes komme. Wir sprachen auch von der Seelenwanderungslehre, an welche die Jologhli glauben, wohingegen sie das jüngste Gericht und die Auferstehung der Toten leugnen. Auch hierin half mir der Herr, so daß sie mir nicht antworten konnten; Sejid Hasans Glaube befestigte sich mehr und mehr.

Nach einigen Tagen kam wieder ein Sejid ins Dorf, der mir mit verächtlichen Worten drohte; aber mein Geist war froh.

Nicht weit vom Dorfe war eine Höhle, in die ich jeden Abend ging, um dort in der Stille die Heilige Schrift zu lesen und zu Gott zu beten. „Ich danke dir, o himmlischer Vater, daß du dich über mich erbarmt und mir deine heiligen Schriften gezeigt hast, damit ich dich vollkommen erkenne und deinen Sohn, den Herrn Jesum Christum, durch dessen Blut allein es Reinigung von Sünden gibt. Ich stehe jetzt vor dir allein und bitte dich, daß du meine Sünden versöhnst, o Herr, obwohl ich sehr sündig bin. Wenn ich meine Sünden ansehe, so zweifle ich, ob du mich annehmen wirst oder nicht. Aber dein Wort sagt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen." Darum, o Herr, gib mir Gnade, daß ich völlig an dieses Wort glaube, das meine Rettung in sich schließt. Ich glaube, daß das Heil von dir kommt, aber der Satan verwirrt mich durch Zweifel, indem er sagt: Wird Jesus dich annehmen, da du doch einmal Gott verschmäht hast? — Ich bitte dich,

Digitized by Google

Herr, bewahre mich vor dem Bösen, vor allen Sünden und vor den Unreinigkeiten der Jugend. Du weißt, daß mich in diesem Lande viel Versuchungen umgeben und daß man mich verwirren will. Aber o Herr, wie du den Joseph bewahrtest, so bewahre auch mich! Vater, du weißt, wie wenig ich noch von deinem Worte verstehe, wie viele Stellen mir noch unklar sind. Aber ich bitte im Namen deines eingeborenen Sohnes, daß du mir deinen Geist, den Geist der Weisheit, schenkest, damit ich dein Buch, das ich liebe, gut verstehe. – Ich bitte dich, Herr, daß dein Reich bald komme und daß die Gerechtigkeit, die durch den Herrn Jesum erfüllt ist, von allen Menschen anerkannt werde, besonders aber von unserm Volke. O Herr, ich danke dir, daß du mir den Geist der Vergebung geschenkt hast, daß ich allen verzeihen kann, die mich verachten und hassen, ja, daß ich sie lieben kann. Ich bitte dich, erbarme dich über sie, damit sie verstehen, was sie tun, und sich zum Herrn Jesus bekehren; denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit! Amen. In diesem allen geschehe dein Wille, o Herr, denn vielleicht verstehe ich nicht einmal, was ich bete; aber du weißt am besten, was nötig ist, darum gib mir das in Jesu Namen! Amen." Das war der Inhalt meines täglichen Gebets.

So kam der Herbst heran.

Usta Garabed kam ins Dorf, um dort mit dem Armenier zu reden, der seine Geschäfte besorgte. Er tat dem armen Manne unrecht, indem er ihm keinen Anteil am Gewinn gab, sondern sagte: „Solche Menschen wie du verdienen nur zwei Grusch täglich. Du hast so lange Zeit hier gegessen und getrunken, daß du schon mehr verbraucht hast, als du wert bist; trotzdem will ich dir etwas geben." Als der arme Mann sah, daß ihm unrecht geschah, sagte er: „Ich will nichts von dir haben!" und ging mit Tränen fort.

Ehe er abgereist war, sagte Usta Garabed zu mir: „Jetzt wollen wir deine Hochzeit machen."

Ich meinte, es sei besser, wenn wir es in diesem Jahre noch ließen.

„Warum?" sagte er; „du bist gesund, und wenn du kein Geld bereit haben solltest, so werde ich alle Unkosten auslegen."

Ich schwieg zunächst. Am andern Tage aber sagte ich ihm: „Vielleicht wird durch die Hochzeit meine Liebe zu Jesus erkalten." Er aber antwortete lächelnd: „Das sind kindische Reden. Ich hielt dich für einen klugen Mann. Suche nur, was deinem Fleische bequem ist. Wer hat Nachricht über das Jenseits gebracht?" So fuhr er mit spöttischen Worten fort, die nicht wert sind, hier wiederholt zu werden. Als er sah, daß ich um des Evangeliums willen meine Achtung bei den Leuten verloren hatte, sagte er eines Tages in Sejid Hasans Hause zu mir: „Wie konntest du so unverständig sein, daß die Leute dich jetzt hassen! Warum lehrst du sie das Evangelium?" Ich antwortete: „Weißt du nicht, wie viel die

Digitized by Google

Apostel um Jesu willen verfolgt wurden? Bin ich mehr als sie?" — ‚Die Apostel waren dumme Leute. Willst du auch so sein?" Jetzt begriff ich, daß dieser Mann kein Christ, sondern ein Ungläubiger war, und verbot ihm, weiter zu reden. „Schweig", sagte ich, „ich will nichts mehr mit dir zu tun haben."

Ich schrieb nun meiner Heirat wegen einen Brief an Serkis und bat um seinen Rat in dieser schwierigen Frage: „Man wünscht hier, daß ich Hochzeit mache; aber ich fürchte, es wird dann mit mir werden, wie mit dem Samen, der unter die Dornen fiel."

Er antwortete: „Ich denke auch so. Ist es möglich, so laß dieses Jahr vorübergehen; dann werden wir sehen, was der Herr tun wird."

Allmählich wurde mir klar, daß, solange ich in dem Dorfe bliebe, mein Gewissen mir keine Ruhe lassen würde. Darum beschloß ich, diese Stelle zu verlassen.

Ich gab dem Armenier, den Garabed so schlecht behandelt hatte, meine Bibel und einige andre Bücher und sagte ihm, er solle sie heimlich zu Serkis bringen. Doch schärfte ich ihm ein, nicht mit Garabed davon zu sprechen.

In diesen Tagen machte Garabed sich mit unserm Sejid Hasan zu Pferd auf den Weg nach dem benachbarten Städtchen A. Sejid Hasan hatte sich anfangs geweigert, doch hatte Garabed ihn zu überreden gewußt. Kaum aber waren sie eine Viertelstunde fort, da kam die Nachricht, Sejid Hasan sei mit dem Pferde gestürzt und tödlich verletzt. Auf einem Wagen brachte man ihn mit gebrochenem Rückgrat ins Dorf zurück. Als ich zu ihm trat, öffnete er die Augen und sah mich an. Ich sagte: „Glaube an Jesus!" Er antwortete: „Ich sterbe jetzt — es tut mir leid, daß mein Wunsch nicht erfüllt worden ist. Aber bete du für mich!"

Als er seine Verwandten sagen hörte, der Usta sei schuld an diesem Unglück, schlug der gute Sejid Hasan die Augen auf, rief die Umstehenden näher zu sich und sagte: „Hört und seid Zeugen meiner Worte! Garabed hat mir nichts getan. Ich galoppierte und fiel. Wenn ihr mich lieb habt, so tut ihm nichts zu leide."

Nachdem ich erkannt hatte, daß nur im Evangelium der rechte Weg sei, hielt ich es bald für unrecht, nach außen hin als Mollah noch immer die Ehre Muhammeds zu verkündigen, während ich in der Stille doch nur für Jesum lebte. Es wurde mir klar, daß ich die muhammedanischen Gebetsübungen nicht mehr mit gutem Gewissen verrichten konnte.

Zuerst half ich mir damit, daß ich meine erwachsenen Schüler die Gebete für mich halten ließ. Bald jedoch sah ich ein, daß auch dies nicht recht sei. Da versammelte ich meine Schüler, erzählte ihnen, wie ich die Bibel gefunden und wie ich erkannt habe, daß Jesus der einzige Heiland sei. Dann legte ich ihnen das Evangelium aus. — Sie erzählten es ihren Eltern, und es entstand eine große Aufregung im Dorfe.

Digitized by Google

Die Leute kamen zu mir und baten mich um eine Erklärung. „Weshalb tust du deine Pflicht nicht? Du bist doch unser Priester.“ Ich antwortete ihnen, sie müßten sich einen andern Priester suchen, denn ich könne ihre Gottesdienste nicht mehr verrichten.

Auf ihre Frage, warum ich mein Amt niederlegen wolle, las ich ihnen aus dem Evangelium vor und erklärte ihnen, daß wir bisher in Blindheit gelebt hätten und daß das Evangelium die einzige Richtschnur unsres Lebens und Handelns sein müsse. Alle wunderten sich darüber; einigen ging es durchs Herz, andre aber wurden sehr zornig und versuchten, mir Schwierigkeiten zu machen. Ich erwartete damals täglich, daß die Regierung Leute senden würde, um mich verhaften zu lassen.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Neue Wege im neuen Licht.

war mir nun sehr wichtig zu erforschen, wie es um meine Braut ob ich hoffen durfte, daß sie an Jesum glauben werde. Denn als Genossin meines Glaubens, konnte ich sie mitnehmen. An n Abenden ging ich zu ihr, denn bei den Jologhli ist es im ß zu der strengen Absperrung der muhammedanischen Frauen , daß Verlobte einander in Gegenwart der Schwiegermutter sehen rechen. Ich gab mir viel Mühe, sie zu überzeugen und ihr die so klar zu machen, daß sie sich ein eigenes Urteil bilden konnte. fragte ich sie: „Welches ist nun deine Ansicht?" Sie antwortete: du mich zum Giaur (Ungläubigen) machen?" — „Nein", sagte as will ich nicht, die Sache verhält sich umgekehrt", und fuhr mit Erklärungen fort. Sie ging indessen nicht auf meine Worte ein, n sagte nur: „Ich kann meines Vaters Weg nicht verlassen." — du ihn nicht verlassen kannst, so mußt du dabei bleiben", er- e ich; „aber ich kann um der Liebe Jesu willen alles, auch dich en." Als sie das hörte, sagte sie: „Nein, verlaß mich nicht! Welchem en du angehörst, dem will auch ich angehören." Es war mir in- ganz klar, daß sie nur um meinetwillen so sprach, ohne jegliche Überzeugung.

Ich versuchte, ihr die Sache noch auf andre Weise zu erklären, aber Resultat war immer dasselbe. Ich war überzeugt, daß, wenn sie um Christi willen, sondern nur meinetwegen käme, sie bald Sehn- nach Vater, Mutter und Heimat bekommen würde. Das aber für mich eine Gewissensunruhe geworden. Auch würde ihr Vater sofort verfolgen, die Polizei uns stets auf den Fersen sein, ganz ehen davon, daß es in Asien überhaupt eine ziemlich schwierige und liche Sache ist, mit einer Frau zu reisen.

Bald gab Gott mir die erwünschte Gelegenheit, mein Dorf zu ver- . Es gehört zu den bürgerlichen Pflichten eines Mollah, den ten, welchen die Landbewohner der türkischen Regierung schuldig abzuliefern. In der Regel fahren einige angesehene Leute mit Mollah in die Stadt. Dieser übergibt dann das Geld der Regierung erhält eine Quittung für sein Dorf.

Digitized by Google

Unterwegs beschloß ich, nicht zurückzukehren, es komme, was da wolle. Ich hoffte, daß die Christen sich meiner annehmen und ich bei ihnen Gelegenheit haben würde, die christliche Lehre weiter zu studieren und dann zu predigen; das wäre eine Gottesgabe für mich gewesen. Sonst aber wollte ich das Wort Gottes nehmen, wie ein Eremit ins Gebirge wandern und in den Dörfern predigen bis an mein Lebensende. Im Winter gedachte ich nach warmen, im Sommer nach kühleren Gegenden zu gehen und mich von Pflanzen und Früchten, die man im Gebirge oder auf dem Felde findet, zu ernähren. Ich hatte einmal als Derwisch vier Tage lang so gelebt, als ich mit meinem Vater von Mosul zurückkam. Damals waren die kurdischen Dorfleute mit ihren Herden aufs Feld gezogen, die andern aber hatten sich vor den Steuerbeamten geflüchtet und versteckt; deshalb fanden wir vier Tagereisen weit keinen Menschen und lebten von Pflanzen.

Einige Tage nach meiner Ankunft in der Stadt hörte ich, daß Sejid Hasan gestorben war. Als ich vor meiner Abfahrt aus dem Dorfe von ihm Abschied nahm, hatte er mir noch einmal gesagt: „Es ist schade, daß ich nicht mehr leben kann, um mit dir für Jesus zu arbeiten. Aber bete du für mich, daß der Herr Jesus Christus mich annimmt!"

In der Stadt fand ich einen Jugendfreund wieder, einen jungen Armenier namens Arschak, welcher in dem Hause eines Nachbarn meiner Eltern geboren war. Als Kinder hatten wir viel zusammen gespielt und uns sehr lieb gehabt. Ich hatte mir damals oft Mühe gegeben, den kleinen Spielgenossen zur muhammedanischen Lehre herüberzuziehen. Eines dieser kindlichen Bekehrungsversuche erinnere ich mich noch sehr wohl. Der kleine Nachbarssohn spielte häufig mit mir in unserm Garten, und ich benutzte jedesmal die Gelegenheit, um mit ihm vom „wahren Glauben" zu sprechen und von der Notwendigkeit ihn anzunehmen. Als ich eines Tages wieder meine ganze Überredungskunst aufgeboten hatte, versprach der kleine Freund mir schließlich, er wolle ein Muselmann werden. Ich war aufs höchste erfreut und erklärte ihm, nun seien wir Brüder. Am Abend ließ ich ihn nicht nach Hause gehen, sondern nahm ihn mit zu uns und erzählte der Tante begeistert, was sich ereignet hatte. Merkwürdigerweise verhielt sie sich ziemlich ablehnend dabei. Als wir mit einander zu Abend gegessen hatten, kam die Nachbarin, um ihr Söhnchen abzuholen. Ich erklärte sehr bestimmt, er gehöre jetzt zu uns und müsse bei uns bleiben. Als man nicht auf mich hörte, begann ich bitterlich zu weinen. Aber das Ende war, daß die Mutter den so freudig begrüßten Bruder mit nach Hause nahm.

Jetzt konnte ich dem Freunde erzählen, daß ich das Evangelium gelesen habe und an Jesum gläubig geworden sei; ich sei jetzt selbst ein Bekenner Jesu Christi.

Digitized by Google

r junge Mann war sehr erfreut und sagte: „Das ist ein Wunder ! Du wirst nun für die Muhammedaner sein, was Johannes ufer für die Juden war. Du wirst sie für das Christentum vor- n."

Seine Mutter kam hinzu und nannte mich bei meinem muhamme- hen Namen Schükri. Da sagte er: „Nenne ihn nicht so! er heißt Johannes. Er ist Christ geworden, und Johannes soll sein Name sein!" Der Herr hatte mir eine solche Liebe und Wärme geschenkt, ich mich vor nichts fürchtete. Ich war noch in meiner lahtracht, und so kam ich auch in die evangelische Versamm- . Als ich sah, daß die Brüder an der Tür ihre Hüte ab- men, legte auch ich meinen Turban ab, da ich glaubte, es gehöre zu den religiösen Pflichten. Wenn ich auf den Bazar ging, besuchte die Brüder, die ich in der Versammlung kennen gelernt hatte und ach laut mit ihnen über geistliche Dinge. Aber es ist nicht erlaubt, dort laut von der Gottheit Christi zu reden, und von allen Seiten schauten ich die Muhammedaner mit bösen Blicken an. Sobald mich aber jemand on ihnen anredete, benutzte ich die Gelegenheit, das Evangelium zu redigen. Es ging so weit, daß die Brüder mich schließlich baten, nicht o frei mit allen Muhammedanern von Christo zu reden, es könne adurch viel Gefahr und Schwierigkeit für sie und mich entstehen. Aber ich war so hingenommen, daß ich weder an Leben, noch an Ge- fahr und Tod dachte, ich sah nichts als Christum und seine Liebe. „Wird Christus mich annehmen?" das war mein einziger Gedanke, meine Zuversicht seine Verheißung: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen." Vor wem also sollte ich mich fürchten? Mein Leben mochte für ihn in Stücke gehen. Wenn ich ihm mein Leben gab, was tat ich Großes? War er nicht der Herr meines Lebens wie aller Dinge? Er gab sein Leben hin, um mich und andre sündige Menschen gleich mir zu Gott zu bringen. Warum sollte ich mich schonen, mich nicht hingeben für ihn?

Fast täglich ging ich zu dem evangelisch-armenischen Prediger, und er prüfte mich. Einmal fragte er: „Warum glauben Sie nicht an Muhammed und an den Koran? Die Lehre Muhammeds ist doch auch eine gute Religion." „Sie ist aber nicht in der Bibel begründet," ant- wortete ich; „im Koran steht, daß das Evangelium und die Propheten von Muhammed erzählen, ich habe aber nichts davon gefunden." Dann zeigte ich ihm die Stellen der Bibel, welche ich mit dem Koran ver- glichen hatte.

Auf seine Frage: „Fürchten Sie nicht, daß die Muhammedaner Sie finden und töten werden?" antwortete ich: „Wenn sie mich meines Glaubens an Jesum wegen töten, dann fürchte ich nichts. In der ersten Zeit sind auch die Apostel von den Juden getötet worden."

Digitized by Google

Mit Serkis besuchte ich die amerikanischen Missionare, welche mir die Bibel geschenkt hatten, und erklärte ihnen, ich wolle Christ werden. Beide aber konnten kaum glauben, daß ich mich bekehrt hatte.

Auf ihre Frage, weshalb ich zu ihnen gekommen sei, erklärte ich ihnen, daß ich alles zum Verständnis des Christentums Nötige lernen und Theologie studieren wolle, um später den Muhammedanern das Evangelium bringen zu können. Sie meinten, ich werde nicht lange in E. bleiben können, und fragten, ob sie mich vielleicht nach Rußland oder Bulgarien schicken sollten. Ich überließ diese Frage ganz ihrer Entscheidung. Darauf schlugen sie mir vor, ihre Pferde zu füttern und täglich zwei oder drei Stunden bei ihnen Unterricht zu nehmen.

Sehr gern war ich damit einverstanden; den Stolz, welchen ich als Muhammedaner, der von Muhammed selbst abstammt, hatte, nahm Gott sehr bald, nachdem ich die Wahrheit erkannt hatte, aus meinem Herzen.

Serkis dagegen sprach den Missionaren sein Bedenken aus: „Wenn die Muhammedaner entdecken, daß ein Mollah bei euch den Dienst eines Pferdeknechts verrichtet, so wird dadurch die Sache nur noch gefährlicher werden; man wird nicht glauben, daß er einen solchen Dienst ohne Nebenabsichten angenommen habe, und das gerade wird ihn verraten. Wir wissen, mit welchen Augen die Gregorianer uns betrachten, wie sehr sie nach Gründen suchen, um uns bei den Muhammedanern zu verklagen. Dies würde ihnen eine willkommene Veranlassung sein. Dann werden die Muhammedaner sehen, daß es wahr ist, was die Gregorianer sagen: „Die Protestanten sind gekommen, nicht nur um unsere Religion zu verderben, sondern auch, um die eure zunichte zu machen. Man wird unsre Versammlungen überfallen und uns viel Schaden tun". — Da beschlossen sie, mich nach einer andern Stadt zu schicken, und sagten: „Gehen Sie nach Tsch. in Ch. und lernen Sie dort Armenisch. Dann werden wir ein gutes College ausfindig machen, wohin wir Sie schicken können." Sie schrieben mir einige Empfehlungsbriefe; als ich aber wünschte, vor meiner Abreise in ihrer Versammlung getauft zu werden, antworteten sie: „Warten Sie, es ist noch nicht Zeit!" und Serkis sagte: „Gehe hin und sei treu in deinem Glauben; wir werden sehen, was der Herr tun wird." Sie rieten mir, bevor ich an meinen Bestimmungsort käme, in einem Dorfe meinen Anzug gegen armenische Kleidung zu vertauschen, und ich tat es.

Glücklich kam ich nach Tsch. und wurde von den Armeniern freundlich aufgenommen. Die Befürchtung der Missionare, daß man mich als Türken erkennen werde, da ich die armenische Sprache nicht beherrschte, erwies sich als grundlos, weil in Ch. viele Armenier aus Cäsarea sind, die auch nur wenig oder gar nicht armenisch sprechen können.

Digitized by Google

Man gab mir einen neuen Namen, zu meiner Freude den Namen Johannes, mit dem auch mein Jugendfreund mich genannt hatte.

Ich verlebte in diesem Orte ein halbes Jahr, ging täglich in die Schule und lernte dort sowohl wie im Umgang fleißig die armenische Sprache.

Hier muß ich noch erzählen, daß nach meiner Abreise von E. der Usta Garabed zu den Brüdern in die Stadt gekommen war und nach mir gefragt hatte, jedoch ohne eine Antwort zu erhalten. Da war er mit zwei Türken in die protestantische Schule gegangen und hatte listig gefragt: „Wo ist Schükri? Bitte, sagt es mir. Diese beiden Herren sind ihm Geld schuldig und wollen es gern bezahlen." Aber man hatte ihm wieder keine Antwort gegeben. Da hatte er seinen wahren Charakter gezeigt und ausgerufen: „Ihr Protestanten, ihr habt ihn weggenommen und wollt jetzt nicht sagen, wo er ist. Aber bedenkt, er war ein Mollah. Ihr werdet nicht unbestraft bleiben, wenn man ihn findet. Wenn ich erfahre, wo er ist, so werdet ihr sehen, was über euch kommt!"

Bei meiner Ankunft in Tsch. hatten sich übrigens sowohl der Prediger als auch die andern Brüder sehr ängstlich ausgesprochen: „Es wird für Sie wie für uns gefährlich sein, wenn Sie hier bleiben. Es wird besser sein, wenn Sie nach Charput gehen, dort haben Sie auch mehr Gelegenheit zu studieren." Ich schlug ihnen vor, deswegen an die Missionare zu schreiben, da ich denselben versprochen hatte, nach ihren Anordnungen zu handeln. Sie taten es, erhielten jedoch abschlägige Antwort.

So blieb ich sechs Monate in Tsch. und lernte dort mancherlei. Ich sah Brüder voller Glaubenskraft, aber auch solche, die mich durch ihre Schwachheit in Erstaunen setzten; denn ich war mit der Vorstellung gekommen, daß alle diejenigen, welche das Evangelium angenommen haben, gleich treu und voller Glauben sein müßten. Da erinnerte ich mich an ein Wort des Serkis: „Wir wollen nie den Menschen ansehen; alle Menschen sind Lügner, nur Gott ist wahrhaftig. Wir müssen unser Vorbild in Jesu suchen, um nicht Anstoß zu nehmen." — So hatte ich als meinen Führer allein die Heilige Schrift und suchte eifrig so zu wandeln, wie Jesus es von uns verlangt.

In diesen sechs Monaten lernte ich armenisch lesen und schreiben, nur sprechen mochte ich es nicht, weil ich nicht richtig sprach.

Damals fanden im Dorfe viel Disputationen zwischen gregorianischen und protestantischen Armeniern statt. In dem Hause, in welchem ich wohnte, versammelten sich oft abends viele Leute und diskutierten stundenlang miteinander; das war für mich eine gute Gelegenheit, mich in der armenischen Sprache zu vervollkommnen.

Nach einem halben Jahre schrieben die Missionare mir, ich solle nach A., einem andern Dorfe, fahren. Dort wohnte ich bei einem Prediger, der zugleich Lehrer in seinem Dorfe war, einem sehr guten Mann. In

Digitized by Google

seiner Schule studierte ich weiter armenisch und unterrichtete türkisch. Im Herbst kam für die dortige armenisch-gregorianische Schule ein Lehrer Namens Begham, der in einem Kloster studiert hatte und in alt-armenischer Sprache sehr tüchtig war. Er wünschte, bei mir türkisch zu lernen, und so halfen wir uns gegenseitig sieben Monate lang.

Um diese Zeit versuchte der Usta Garabed aufs neue, meinen Aufenthaltsort mit List ausfindig zu machen. Er schickte einen Armenier zu Serkis und ließ ihm sagen, er sei in Geschäften in dem Dorfe P. gewesen; dort sei ein junges Mädchen zu ihm gekommen und habe ihn gefragt, ob er nichts von ihrem Verlobten wisse; sie sei bereit, ihm zu folgen und seinen Glauben anzunehmen. Aber Serkis gab keine bestimmte Antwort, und als er mir darüber schrieb, wußte ich sofort, daß es nur eine neue Tücke von Garabed war.

Damals lernte ich einen armenischen Kaufmann aus Bitlis kennen, der früher Protestant gewesen war. Da er viel von den Gregorianern zu leiden gehabt hatte, war er zu den Missionaren gegangen und hatte sie gebeten, von der Regierung einen Befehl zu erwirken, der ihn vor den Gregorianern sowie vor den Kurden schützen sollte. Die Missionare konnten nicht auf seine Wünsche eingehen, und das verstimmte ihn so sehr, daß er seine Gemeinschaft mit den Protestanten aufgab und schließlich ihr Gegner wurde. Dieser Mann kaufte in A. eine Mühle und bat mich, ihm den Kontrakt aufzusetzen. Ich tat es. Aber nach einigen Tagen wollte der frühere Besitzer der Mühle den Kauf rückgängig machen. Als man die Sache vor den Kadi brachte, sah derselbe nur das Schriftstück an und sagte dann: „Die Sache ist in Ordnung und kann nicht umgestoßen werden." Dann fragte er, wer jenen Kontrakt geschrieben habe. Man antwortete ihm: „Ein junger Mann namens Johannes." Der Kadi sagte: „Uns fehlt ein tüchtiger Schreiber, der seine Sache versteht. Ruft diesen Mann her, damit wir ihn anstellen können." Ein armenischer Händler überbrachte mir die Botschaft; aber ich erklärte, daß ich nicht gehen werde. Der Herr hatte mich für sein Evangelium berufen. Wie konnte ich ein Mitarbeiter derer werden, die Bestechung üben!

Einige Tage danach kam der Kadi mit seinen Beamten eines anderen Prozesses wegen in mein Dorf. Da mein Gastfreund, der Prediger, das beste Haus im Dorfe hatte, so ließen sie sich dort nieder. Am Abend fragten sie nach mir. „Hier wohnt ein Johannes, der gut schreibt. Wo ist er?" Man rief mich. Ich kam, beantwortete jedoch seine Fragen in vorsichtiger Weise. Dann holte ich meine Bibel und las ihm von der Geburt Christi vor. Ich wollte gern, soviel ich konnte, meine Pflicht tun und die Wahrheit bezeugen. Bei allem, was ich las, sagte er: „Das ist sehr schön!" oder: „So ist es geschehen!" Die andern Beamten sowie die Armenier hörten gespannt zu. So haben wir, der Kadi und ich, wohl zwei Stunden lang über Christus gesprochen.

Digitized by Google

Am folgenden Tage reiste er wieder zurück.

Eines Tages lud mich der armenische Bischof in A. ein und bat mich, im Namen des Volkes eine Bittschrift zu schreiben. Die Regierung hatte nämlich in den armenischen Dörfern Weizen für die Armee eingekauft, jedoch ohne ihn zu bezahlen. Nachdem ich die Schrift beendet hatte, war der Bischof sehr freundlich zu mir und fragte mich, ob ich nicht als Lehrer in der gregorianischen Schule bleiben wolle, um Türkisch zu unterrichten; er wolle mir geben, was ich an Gehalt wünsche. Ich antwortete: Die Missionare geben mir, was ich in dieser Verfolgungszeit brauche, und ich gehe, wohin sie mich senden. Wenn Sie von den Missionaren die Erlaubnis zu dieser Anstellung erlangen, so will ich sie gern annehmen." Er meinte, das sei unmöglich, und ich verabschiedete mich von ihm.

Um diese Zeit schrieb ich den Missionaren und fragte, wann sie mich in eine Schule schicken würden, um mich für den Dienst im Weinberg des Herrn vorzubereiten. Ich erhielt zur Antwort: „Reisen Sie wieder nach Tsch.; dort ist ein neuer Lehrer, Garekin. Bei ihm bereiten Sie sich vor, bis wir erfahren, wohin wir Sie am besten schicken können. Unterrichten Sie zugleich ein wenig Türkisch in der Schule. Das ist der Wunsch der Brüder."

So geschah es. Ich kehrte in das Dorf zurück und fand dort den jungen armenischen Lehrer Garekin Tschidschian. Er war eigentlich Schüler des amerikanischen College in Ch. Da aber seine Gesundheit erschüttert war, hatte man ihn zur Erholung ins Dorf geschickt und ihn angewiesen, dort einige Stunden zu geben. Wir wohnten in einem Zimmer und waren bald innig mit einander befreundet. Er war es auch, der mir meinen jetzigen Namen beilegte. Er sagte mir eines Tages: „Wenn du nicht mehr Muhammedaner sein willst, mußt du auch wie alle Christen einen zweiten Namen annehmen." Ich antwortete ihm: „Dann will ich Abrahamian (d. h. Abrahams Sohn) heißen, denn Abrahams Sohn bin ich durch den Glauben." „Nein", meinte er, „Abrahams Sohn bist du nach dem Fleische, dem Geiste nach bist du der Sohn des Evangeliums. Darum sollst du Awetaranian (Evangeliumssohn) heißen!"

Nach sechs Monaten kam ein Bote von den Missionaren und forderte mich auf, sofort nach A. aufzubrechen.

So mußten wir Abschied nehmen. Nur selten hörten wir hinfort von einander, und erst nach Jahren sahen wir uns wieder. Doch möchte ich an dieser Stelle weiter über die Schicksale meines Freundes berichten.

Garekin Tschidschian besaß einen scharfen Verstand und einen weitschauenden Geist; dabei war er ein tief gegründeter Christ und von inniger Liebe zu seinem unglücklichen Volke erfüllt. Nachdem er seine Studien in Ch. beendet hatte, schickte man ihn als Prediger in ein

Digitized by Google

armenisches Dorf. Dort wirkte er einige Jahre im Segen. Da er aber an den politischen Bestrebungen seines Volkes regen Anteil nahm, zog er den Haß und die Verfolgung der Türken auf sich. Sein Leben kam in ernste Gefahr, und um sich seinen Feinden zu entziehen, wanderte er nach Amerika aus, Frau und Kinder in der Heimat zurücklassend.

In Amerika erhielt er das Predigtamt in einer armenischen Gemeinde. Von dort aus versuchte er nun, die gleich Israel zerstreuten Kinder seines Volkes zu sammeln, und arbeitete in Wort und Schrift an ihrer sittlichen Erneuerung. Zu diesem Zweck gab er eine Zeitschrift „Stimme aus der Heimat" heraus, die in Amerika unter den Armeniern allgemein gelesen wurde und ihm die Anerkennung und Verehrung aller gerecht denkenden Volksgenossen verschaffte.

Nachdem er so in Amerika zwölf Jahre lang gewirkt hatte, begab er sich zur Sitzung eines revolutionär-armenischen Komitees nach London, wohin er auch seine Familie kommen ließ. Jenem Komitee gegenüber brachte Tschidschian seine Ansicht zur Geltung, daß eine Befreiung des armenischen Volkes nur im Frieden auf dem Wege moralischer Reformation, nicht aber durch gewaltsame Maßregeln oder durch List und Verrat erreicht werden könne. Da er an Gaben des Geistes wie des Gemütes den meisten seiner Volksgenossen bei weitem überlegen war, so konnte man ihn nicht widerlegen. Ja, ein großer Teil der Komiteemitglieder trat auf seine Seite, und er wurde nun beauftragt, in dem ausgesprochenen Sinne in allen Ländern der Erde unter den Armeniern zu wirken.

Mit dieser Mission begab sich Tschidschian zunächst nach dem europäischen Kontinent. In allen Städten, wo Armenier lebten, hielt er Ansprachen, suchte auch die Einzelnen in ihren Häusern auf und forderte sie auf, sich zusammenzuschließen und gemeinsam für das Wohl ihres Volkes zu arbeiten.

So gelangte er auch nach Bulgarien. Als er hörte, daß ich in Schumla ein Arbeitsfeld gefunden habe, kam er zu mir, und noch einmal verlebten wir einige Tage mit einander in regem Austausch gegenseitiger Gedanken, Erinnerungen und Interessen. Auch in Schumla sprach er mehrfach für die Armenier, und seine ernsten, eindringlichen und liebewarmen Worte fanden viel begeisterte Zuhörer. Zugleich aber machten sich die Stimmen der Gegner immer entschiedener geltend. Ein revolutionär-armenisches Blatt erklärte ihn für einen Feind des Volkes und sprach Drohungen gegen ihn aus.

Ich erkannte die Gefahr, in der er schwebte, und bat ihn, sich doch aus dem Kampf politischer Parteien zurückzuziehen und als Prediger des Evangeliums in der Stille seinem Volke zu dienen. Er gab meinen Befürchtungen recht und versprach, meinem Rate zu folgen. Die geplante Konferenz in London wollte er noch zustande bringen, dann

Digitized by Google

nte er, sei seine nationale Pflicht erfüllt, dann wolle er, seine öffent-
e Wirksamkeit aufgebend, zu mir zurückkehren, um sich ganz der
eit an den einzelnen Seelen zu widmen.

So ließ ich ihn schweren Herzens nach Odessa ziehen, wo er einen
tarbeiter treffen wollte. Diesen, einen kühnen, kraftvollen Mann,
lte das Komitee ihm zum Schutz an die Seite stellen, hatte ihn
er, da man in den Balkanländern noch keine Lebensgefahr für
chidschian befürchtete, direkt nach Odessa geschickt.

Gleich nachdem mein Freund mich verlassen hatte, erfuhr ich, daß
ier Armenier nicht mehr in Odessa sei. Ein diesbezügliches Telegramm,
is ich Tschidschian nachsandte, erreichte diesen jedoch nicht mehr.

Aus Odessa erhielt ich nach einiger Zeit einen Brief von ihm, in
m er mir mitteilte, daß sein Gefährte im Kaukasus von der feindlichen
artei ermordet worden und daß auch sein Leben von Gefahren um-
ngt sei. Doch halte er es für seine Pflicht, sich nicht zu schonen, wo
r seinem Volke nützen könne.

Nach Eintreffen dieses Briefes verging geraume Zeit, ohne daß
ch wieder Nachricht erhielt. Dann aber erfuhr ich, daß er in Odessa
uf der Straße von revolutionären Armeniern überfallen und gleichfalls
rmordet worden war, ein Märtyrer für die Sache seines Volkes.

Das armenische Volk trauerte tief um ihn; in den Kirchen wurden
Trauerfeiern veranstaltet, und in den Tagesblättern beklagte man den
frühen Tod des Mannes, der wohl geeignet gewesen wäre, sein Volk
einer besseren Zukunft entgegenzuführen. — —

Der Bote, den die Missionare mir schickten, hatte für sich und mich
Pferde bereit, und wir ritten über das Gebirge nach A., wo ich einen
Missionar und eine Missionarin, Mr. Highgreff und Miß Vandowzy,
traf. Mit ihnen fuhr ich über die persische Grenze nach Urmia. Diese
Anordnung hatten die Missionare getroffen, da sie gehört hatten, man
suche mich zu greifen. Als ich glücklich über die Grenze war, hatte
die Regierung meinetwegen telegraphiert, aber zu spät. In Urmia blieb
ich vierzig Tage als Gast der Missionare. Ich fand in dieser Stadt
eine Gemeinde christgläubiger Muhammedaner. Das war mir eine
große Freude, denn ich hatte bis dahin nichts Ähnliches gesehen.

In der Zeit meiner Bekehrung war ein christgläubiger Muhamme-
daner, Husein Aga, im Gefängnis ermordet worden, und fast gleich-
zeitig wurden in Stambul zwölf zum Christentum übergetretene muhamme-
danische Studenten im Bosporus ertränkt. Ein andrer Muslim, Ahmed
Aga, war nach Bulgarien entkommen, wo seine Witwe Fatme noch jetzt
lebt; ich habe sie in Philippopel mehrfach besucht.

Ich kam in Urmia häufig mit den Glaubensgenossen zusammen;
wir lasen die Heilige Schrift und beteten mit einander. Innige Liebe

Digitized by Google

verband uns. Leider ist jene Gemeinde seitdem durch Verfolgung zerstreut worden.

Die amerikanischen Missionare hatten in Urmia ein College, und die Absicht unsrer türkischen Missionare war, daß ich dort das Examen machen solle. Aber nachdem die dortigen Missionare mit einander beraten hatten, sagten sie: „Mr. Chambers wünscht, daß Sie hier studieren. Aber die Unterrichtssprache ist hier Syrisch, und Sie haben bisher Armenisch gelernt. Wenn Sie jetzt erst Syrisch anfangen, so wird viel Zeit verloren gehen. Deshalb halten wir es für besser, wenn Sie nach Tabris reisen, da der Unterricht dort in armenischer Sprache stattfindet. Sie werden dort dasselbe lernen, was Sie hier lernen können, und schneller ans Ziel gelangen."

Da nahm ich Abschied von den Brüdern und fuhr mit Mr. Weeple nach Tabris, wo ich von Mr. Wilon in die Schule aufgenommen wurde und ein Jahr lang zusammen mit den armenischen Schülern, die von verschiedenen Orten Aderbeidschans dorthin gekommen waren, studierte.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Glaubensprüfungen.

ch immer war ich nicht durch die Taufe in die äußere Gemein-
r christlichen Kirche aufgenommen worden. Als ich zum ersten Male
. zu den Missionaren kam, war mein Wunsch, getauft zu werden,
es im Evangelium gelesen hatte, d. h. ich wollte mich durch die
öffentlich zu Jesus bekennen. Hätten die Muhammedaner es
n und gehört und mich gegriffen, so wäre es mir recht gewesen.
onnten nur den Leib töten, und mein Tod wäre nicht vergeblich
en. Vielmehr hätten sie besonders diejenigen, welche mich von
heit an kannten, gefragt: „Was für eine Sache ist es, um derent-
n er in den Tod gegangen ist?" Im Falle sie mich aber nicht
würden, hatte ich gehofft, im Weinberg des Herrn arbeiten zu können.
Jedoch ich erreichte meine Absicht nicht, sondern fand, daß die
sionare die Taufe nicht so wichtig nahmen wie ich, sich auch fürchteten,
ohl der Befehl des Herrn lautet: „Gehet hin und taufet!"

Während meines Aufenthalts in Tsch. und in A. las ich viele
riften über die Taufe, welche meistens die Ansicht vertraten, die
ufe sei nur ein Symbol oder Zeichen; jedoch sie überzeugten mich
cht, da ich aus dem Evangelium eine andre Auffassung gewonnen
tte, nämlich die, daß die Taufe für mich und alle, die nicht als
hristen geboren sind, ein Bekenntnis zu Jesu vor den Menschen und
ine Tat des Glaubens ist, durch die man in das Reich Christi auf-
enommen wird.

In Urmia vertrösteten die Missionare mich damit, daß ich in Tabris getauft werden könne. Als ich aber dort darüber sprach, sagte man mir: „Wir haben hier früher viele getauft (d. h. heimlich), aber es sind manche zurückgefallen. Deshalb haben wir es uns zur Regel gemacht, bei jedem, der die Taufe begehrt, ein Jahr zu warten. Obwohl dies für Sie eigentlich nicht notwendig ist, möchten wir doch bei unsrer Regel bleiben." Gegen Ende des Jahres bat ich sie von neuem; aber sie sagten: „Jetzt ist es sehr schwer, dich zu taufen. Die Leute denken entweder, daß du ein Armenier bist, – dann werden sie sich wundern, daß

Digitized by Google

etauft wirst; oder sie wissen, daß du ein Mollah warst, dann es Schwierigkeiten geben, besonders, weil du öffentlich getauft den willst."

Ich überlegte nun, ob es nicht besser für mich sei, Tabris zu ver-n, und zwar aus verschiedenen Gründen. Unser Unterhalt war sehr ing, 1½ Toman pro Monat, in deutschem Gelde etwa 6,50 Mark. n diesem Gelde, das wir mit vielerlei Arbeit in Haus und Hof der ssionsschule verdienen mußten, sollten wir leben. Das alles hätte ich ilich, obwohl ich körperlich sehr schwach geworden war, gern ertragen, nn ich noch mehr hätte lernen und in Tabris getauft werden können. a dies aber nicht der Fall war, beschloß ich, zu den Missionaren in einer Heimatsstadt zurückzukehren und bat Mr. Wilson, mir durch inen Diener einen Paß besorgen zu lassen und mir, wenn möglich, it Reisegeld zu helfen. Aber ich wurde abgewiesen, da er wünschte, aß ich in Tabris bliebe. Als ich sah, daß ich von ihm keine Hilfe u erwarten hatte, verkaufte ich mein Bettzeug, mietete ein Pferd in iner Karawane und nahm Abschied von den guten Missionaren und Missionarinnen. Als ich zu Mr. Wilson kam, betete er mit mir; die Missionszöglinge begleiteten mich ein Stück, und einer von ihnen namens Ghazar kam mit mir bis vor die Stadt, wo wir mit Tränen Abschied von einander nahmen.

In Choi bekam ich infolge der starken Hitze heftiges Fieber, konnte aber nicht dort bleiben, da ich das Pferd bis an die Grenze gemietet hatte und meine Barschaft zu gering war, um später ein andres zu nehmen.

Trotz des hohen Fiebers reiste ich also mit der Karawane weiter. Die übrigen Mitreisenden waren persische Muhammedaner, Schiiten, die nicht mit den Christen zusammen essen, da sie sie für unrein halten. Sie gestatten nicht einmal, daß ein Christ aus einem ihrer Gefäße trinkt. Mich hielten alle für einen Christen, einen Armenier, weil ich die armenische Sprache so beherrschte, daß keiner von den Muhammedanern einen früheren Glaubensgenossen in mir vermuten konnte.

Nachts lagerten wir immer auf freiem Felde an Plätzen, wo die Pferde gute Weide fanden. Eines Nachts unterhielten sich in meiner Nähe die Perser, welche die Karawane führten, in persischer Sprache über mich in dem Glauben, daß ich sie nicht verstehe. „Dieser Ungläubige ist krank", sagten sie, „er wird sterben. Ist keiner unter uns, der ihn tötet und Gott einen Dienst damit erweist?" Sie riefen mich zu sich und sagten: „Du bist krank, sehr krank und wirst sterben. Aber wir wollen nicht, daß du in die Hölle kommst. Wenn du an Muhammed und an den Koran glauben willst, wirst du ins Paradies kommen. Willst du glauben oder nicht?" Fest und bestimmt erwiderte ich: „Ich glaube an Jesum Christum, der von Gott gesandt ist als Erlöser der

Digitized by Google

Menschen, und an das Evangelium, welches die Wahrheit ist. Wenn ihr wollt, daß ich Muhammedaner werden soll, so müßt ihr mir erst beweisen, daß Muhammed und der Koran wirklich von Gott sind."

Ein mitreisender Kaufmann, der einige Kenntnis in muhammedanischer Literatur hatte, erbot sich, mir den Beweis zu liefern, daß Muhammed der einzige wahre Prophet Gottes sei. Es gelang mir aber sehr bald, ihn in seiner Beweisführung irre zu machen, so daß er einsah, daß er mich nicht überführen konnte. Endlich rief er seinen Genossen in persischer Sprache ärgerlich zu: „Er ist ein Ungläubiger und will es bleiben. Ihm gebührt das Schwert!" Sie schickten mich zurück, und ich begab mich an den Platz, wo meine Sachen lagen. Dort betete ich zu Gott und befahl ihm meine Seele, denn ich glaubte, sie würden mich im Schlaf überfallen und töten. Die Flucht zu ergreifen war ich viel zu krank, auch hätte ich nicht gewußt wohin. Den Tod fürchtete ich nicht, doch war ich sehr traurig, daß ich die Taufe nicht empfangen hatte und daß ich meinen Plan, den Muhammedanern das Evangelium zu predigen, nicht hatte ausführen können.

Die Perser überlegten nun, wer von ihnen mich töten solle, und verteilten im voraus meine Sachen unter sich. Ich verstand jedes Wort, das sie sagten. Der eine wollte meine Uhr, der andre meine Kleider, der dritte mein Pferd, und wieder ein anderer mein Geld, denn sie vermuteten eine große Summe bei mir.

In dieser Nacht stieß ein Mann namens Mahmud zu unserer Karawane. Derselbe war den Führern feindlich gesonnen. Sie hatten nämlich vor einigen Jahren auf einer ebensolchen Reise einen Armenier getötet und beraubt, ohne Mahmud etwas von der Beute abzugeben. Nun fürchteten sie, er könne sie diesmal bei der Polizei anklagen, und wagten nicht mich zu töten.

Am andern Tage ritten wir weiter und kamen an einer durch Räuberbanden sehr unsicheren Stelle vorüber. Aus einem Dorfe in der Nähe holten die persischen Karawanenführer zwei gut bewaffnete Männer, welche die Nachtwachen übernehmen sollten. Diese wollten sie nun veranlassen, mich zu töten. Aber die beiden Leute weigerten sich, indem sie sagten, Mahmud würde sie gerade so gut anzeigen. So bewahrte mich Gott auch in jener Nacht.

Am folgenden Tage machten wir eine Tagereise vor der Grenze halt. Hier wurde mein Fieber so heftig, daß ich mehrere Stunden bewußtlos dalag. Als ich wieder zur Besinnung kam, quälte mich furchtbarer Durst, aber ich hatte kein Wasser. Obwohl ich dem Tode nahe war, weigerten sich die Schiiten, mir etwas zu trinken zu geben, da ich ihre Gefäße verunreinigt hätte. Da bat ich sie, mir aus ihren Krügen etwas Wasser auf die Hände zu gießen, damit ich den Krug beim Trinken

Digitized by Google

zu berühren brauche. Sie wurden aber zornig, schalten mich einen
d und jagten mich fort.

Halb tot vor Durst und Mattigkeit schleppte ich mich in das Feld,
dort Wasser zu suchen. Aber vergebens, ich fand keins. Nach einer
en Stunde war ich nahe daran umzusinken. In meiner Not
nte ich und betete das Vaterunser. Meine Tränen sah nur Gott.
ch dem Gebet bekam ich so viel Kraft, daß ich das nächste Dorf er-
hen konnte. In der Tür des ersten Hauses stand eine muhamme-
nische Frau. Diese bat ich, mir für Geld etwas saure Milch zu geben.
e versprach es zu tun und ging ins Haus, um gleich darauf mit zwei
lden Hunden zurückzukehren, die sie auf mich hetzte. Angstlich sprang
zurück. Ein Mann, der in der Nähe Weizen reinigte, rief mich zu
h und versprach mir Milch. Aber als ich zu ihm ging, hetzte auch
einen Hund auf mich, so daß ich, von den bösen Tieren verfolgt, da-
on lief. Hinter mir hörte ich das laute Gelächter der Leute, die mich
ls einen Armenier verhöhnten.

Als ich sah, daß ich in diesem Dorfe weder Wasser noch Milch er-
halten würde, wollte ich mich zu der Karawane zurückschleppen. Da
rief eine Frau mir zu, sie wolle mir Milch bringen. Natürlich glaubte
ich, sie werde es machen wie die andern, und ging weiter. Aber sie rief
mich noch einmal an und schwor, mir Milch geben zu wollen. Und wirk-
lich kam sie nach kurzer Zeit mit einem Gefäß voll saurer Milch zu
mir. Als ich ihr Geld bot, schlug sie es aus und sagte: „Mein Bruder
ist auch im fremden Lande, vielleicht geht es ihm wie dir." Sie schlug
mir vor, die Milch mit ins Lager der Karawane zu nehmen. Als ich
ihr sagte, daß ich das Gefäß nicht werde zurückbringen können, meinte
sie, ihr Mann könne es am Abend abholen.

Nachdem ich meinen brennenden Durst gestillt hatte, kehrte ich neu
gestärkt zu der Karawane zurück und schlief die ganze Nacht hindurch.
Ich hatte einen wunderbaren Traum und erwachte gesund, ohne eine
Spur von Fieber.

An der Grenze trennte ich mich von der Karawane und ging nach A.,
wo ich früher ein Jahr gewesen war. Von dort kam ich nach E. und
besuchte die Missionare. Sie wollten wissen, wie es mir inzwischen er-
gangen war, und ich berichtete alles. Auf ihre Frage, ob ich getauft
sei, antwortete ich, daß ich keine heimliche Taufe wünsche, und daß ich
niemand gefunden habe, der es wage, mich öffentlich zu taufen. Wir
sprachen eine Stunde lang miteinander über die Tauffrage; ich sagte,
auf welche Worte der Schrift ich meine Überzeugung gründete. Als ich
aber sah, daß ich auch von ihnen nicht öffentlich getauft werden würde,
besuchte ich einen Baptistenmissionar. Dieser versuchte mir zu beweisen,
daß die Taufe nicht für Kinder, sondern nur für Erwachsene sei. Auf
meinen Einwand, daß diese Frage uns ja keine Schwierigkeiten zu

Digitized by Google

machen brauche, sagte er: „Wenn Sie von uns getauft werden wollen, so werden wir Sie nach Stambul schicken, um dort Theologie zu studieren." Dieser Vorschlag entsprach meinen Wünschen. Aber da er auch nicht wagte, mich öffentlich zu taufen, während es mir doch unerläßlich erschien, meinen Glauben öffentlich zu bekennen, konnten wir uns nicht einigen.

Ich ging nun zu meinen alten Freunden zurück, die mir vorschlugen, wieder nach A. zu reisen, wo ich früher schon ein Jahr zugebracht hatte. Dort sollte ich mich verborgen halten, bis sie mir Nachricht geben würden, auf welche höhere Missionsschule ich gehen könne.

Gern folgte ich ihrem Vorschlag und reiste nach A.; kaum aber war ich einige Tage dort, da kam ein Kurde zufällig in das Haus des Predigers, dessen Gast ich war. Er erkannte mich und erzählte mir, daß die Polizei mich verfolge. Die Freude des Mannes, mich entdeckt zu haben, war groß, denn er beabsichtigte natürlich, mich sofort selbst bei der Obrigkeit anzuzeigen. Glücklicherweise waren seine Verstandesgaben recht gering, so daß er nicht vermochte, seinen Plan vor uns zu verbergen.

Am selben Abend erhielt ich einen Brief von den Missionaren, in welchem sie mir rieten, so schnell wie möglich nach Rußland zu entfliehen.

Das Überschreiten der Grenze war aber für mich eine schwierige Sache, da mir der Paß fehlte. Gott fügte es indessen, daß ein armenischer Grenzwächter in jener Nacht seine Verwandten in A. besuchte. Auf die Bitte des Predigers erbot er sich, mich heimlich mit über die russische Grenze zu nehmen.

Mit Gottes Hilfe gelang das gefährliche Wagnis. Auf russischem Gebiet angekommen, mietete ich ein Pferd bis Karakala in der Nähe der Festung Kars. Die Missionare hatten meinetwegen, wie ich wußte, zwei Empfehlungsbriefe geschrieben, einen nach Karakala und einen nach Eriwan. In Karakala wurde ich sehr freundlich aufgenommen. Die armenisch-evangelischen Brüder priesen die Gnade Gottes an mir und wurden nicht müde, sich von mir das Evangelium predigen zu lassen. Etwa zehn Tage blieb ich bei ihnen und wurde dann in Begleitung eines evangelischen Armeniers nach Eriwan geschickt, da ich in dem kleinen Orte nicht sicher war.

In Eriwan wohnte ein bekehrter armenischer Bruder, welcher ein höheres Staatsamt bekleidete, Daniel Beg. Dieser nahm mich mit großer Freude in sein Haus auf und beherbergte mich mit viel Liebe. Er war schon äußerlich eine ungewöhnliche Erscheinung, groß und stattlich, mit lebhaften, schönen Augen und durchdringendem Blick, und vor allem ein liebevolles, sanftmütiges Gotteskind. Es war seine Freude, christliche Gäste bei sich zu sehen, und er tat vielen wohl durch seine offene Hand und sein offenes Herz. Die Versammlungen waren stets in seinem Hause, und er selbst war ein Prediger des Worts, ohne von Menschen dazu berufen zu sein.

Digitized by Google

Ich blieb 14 Tage bei ihm und hatte viel Segen von dieser Zeit. Nachmittags, wenn er von seiner Arbeit heimkehrte, hatten wir lange Gespräche miteinander, und er tat viel zu meiner Belehrung. Ich hörte durch ihn vieles, was mir noch kein Prediger gesagt hatte; er las mir aus allerlei geistlichen Schriften vor, und seine Gebete und Gesänge waren mir eine unbeschreibliche Erquickung.

Er riet mir, nach Tiflis zu gehen und seinen Jugendbekannten aus Schuscha, den evangelisch-armenischen Prediger Abraham Amirchanjanz aufzusuchen, der sich damals damit beschäftigte, im Auftrag der Bibelgesellschaft die Bibel ins Ararat-Armenische zu übersetzen.

Es war Winter, als ich nach Tiflis kam. Da ich dort ganz fremd war, ging ich mit einem Armenier, den ich unterwegs kennen gelernt hatte, in ein Café. Nachdem ich mich durch ein Glas Thee erwärmt hatte, ließ ich meine Sachen dort und suchte das Britische Bibeldepot auf, wo ich Amirchanjanz' Adresse erfahren sollte.

Doch es war Neujahrstag, das Depot war geschlossen, und ich hörte, daß es erst in drei Tagen wieder geöffnet werde. So ging ich in das Café zurück und fragte, ob ich dort schlafen könne. Man antwortete mir, das dürfe ich nur, wenn ich einen Paß vorzeigen könne. Da mir dieser fehlte, ging ich in die Stadt in der Hoffnung, eine andre Herberge zu finden. Ich sah viele Menschen, die alle in derselben Richtung eilten, und folgte ihnen. So kam ich in eine große armenische Kirche, wo eben in altarmenischer Sprache die Liturgie gesungen wurde. Vor mir stand ein Jüngling, der mir bekannt schien. Ich beugte mich ein wenig vor, um sein Gesicht zu sehen. Da blickte auch er mich an, erkannte mich sogleich, erfaßte meine Hand und ging mit mir hinaus. Acht Monate lang hatten wir in Tabris gemeinsam die Schule besucht und freuten uns sehr über das Wiedersehen. Als ich ihm sagte, daß ich ohne Paß sei und keine Wohnung habe, riet er mir, meine Sachen aus dem Café zu holen. Dann gingen wir nach dem asiatischen Teile der Stadt, um in den Karawanserais eine Wohnung für mich zu suchen.

Der junge Mann, ein Gregorianer, hätte mich gern zu seinen Eltern gebracht. Aber gerade in jenen Tagen war ein strenges polizeiliches Verbot erlassen worden, nach welchem niemand ohne Paß aufgenommen werden durfte. Wir wanderten von einem Karawanserai zum andern, wurden aber überall abgewiesen. Endlich verließ mein Begleiter mich und holte seinen Vater. Dieser veranlaßte den Portier eines Karawanserai mich aufzunehmen; er wolle es verantworten, wenn ein Schaden daraus entstehe. Ich erhielt die Erlaubnis, einige Tage dort zu bleiben, doch dürfe es nicht lange sein. Man brachte mich in eine Kammer, wo niemand wohnen konnte; die Wand war voller Löcher, durch die der Wind hineinpfiff, und weder Ofen noch Bett, weder Stuhl noch Tisch befanden sich in dem Raume. Der junge Mann holte mir aus

Digitized by Google

seiner Wohnung eine Decke, in welche ich mich nachts einwickelte, und meine wenigen Bücher bildeten mein Kopfkissen. Für fünf Kopeken kaufte ich eine irdene Schüssel, in die ich ein paar Kohlen legte, um meine Hände zu erwärmen.

Am folgenden Tage ging ich aus, um Pastor Amirchanjanz' Adresse zu erfragen. Auf der Straße traf ich einen Armenier, den ich um Auskunft bat. Er sagte: „Was wollen Sie bei ihm? Sind Sie auch Protestant geworden?" Er hielt mich für einen Armenier. „Ich gehe an seinem Hause vorüber," setzte er kühl hinzu, „wenn Sie wollen, so kommen Sie mit." Aber es war weit bis an mein Ziel, und er fing unterwegs an mich zu schelten: „Warum hast du die Religion deines Volkes verlassen? Warum bist du deiner Nation untreu geworden? Amirchanjanz ist ein Betrüger, was kannst du von ihm lernen?" Ich ließ alles über mich ergehen, um nur vorwärts zu kommen, und erreichte glücklich Amirchanjanz' Haus. Ein Diener öffnete mir, und ich wurde angemeldet. Ich fand Pastor Amirchanjanz in seinem Arbeitszimmer und grüßte ihn armenisch. Er fragte mich: „Wer bist du? Was willst du?" Ich sagte: „Hat Daniel Beg Ihnen nicht von einem Mollah geschrieben, der herkommen sollte?" „Ja" sagte er, „aber was geht dich das an?" — „Ich bin es." — „Du ein Mollah? Schämst du dich nicht, mich so zu belügen? Ich habe keine Zeit, mit Betrügern zu sprechen. Geh!" Ich versuchte, ihm noch ein paar Worte zu sagen, aber er wollte nicht hören und wies mich hinaus. Als ich ein paar Schritte von seinem Hause entfernt war, kam sein Diener mir nachgelaufen und sagte: „Kommen Sie morgen um dieselbe Zeit wieder."

Als ich am folgenden Tage in Amirchanjanz' Zimmer trat, fragte er mich: „Bist du der Mollah?" — „Ja," antwortete ich. — „Was verstehst du von der Mollahschaft? Wie kannst du beweisen, daß du ein Mollah gewesen bist?" — „Wenn Sie es verstehen, so können Sie mich ja prüfen." — „Gut," sagte er, brachte einen Koran und ließ mich einige Zeilen lesen, wobei er mich scharf beobachtete. Als ich aufgehört hatte, sagte er: „Gut, aber jetzt werde ich lesen, und du wirst zuhören." Er las, und ich bemerkte, daß er nach dem Tedschwied (d. h. der genauen Anweisung, wie man lesen und betonen muß, ohne deren Kenntnis man nicht Priester werden kann), einige Fehler machte. Nachdem er geendet hatte, sagte er: „Siehst du, ich kann auch lesen und bin doch ein Armenier." „Nach dem Tedschwied war es nicht ganz richtig", erwiderte ich. „Nun", sagte er, „nehmen wir an, daß du ein wenig besser lesen kannst; aber das ist kein Beweis, daß du ein Priester gewesen bist. Du lügst und willst mich betrügen. Geh jetzt, morgen wollen wir weiter sprechen."

Als ich am andern Tage zu ihm kam, fragte er: „Wie konntest du so gut Armenisch lernen, wenn du kein Armenier bist. In welcher

Digitized by Google

Zeit hast du die Sprache gelernt?" „Seit drei Jahren werde ich verfolgt, bin stets mit Armeniern zusammen gewesen und habe mich Tag und Nacht mit dieser Sprache beschäftigt." „Schämst du dich nicht, so zu lügen? Ich kann zwölf Sprachen, aber ich habe keine in drei Jahren so gut gelernt." „Vielleicht bin ich ein wenig scharfsinniger gewesen." Aber er entgegnete: „Schweig nur!" Wieder ging ich fort, wieder sagte der Diener mir: „Kommen Sie morgen wieder."

So behandelte er mich eine ganze Woche lang. Am Sonnabend sagte er: „Wir haben morgen in der deutschen Schule eine armenische Versammlung, in der ich predigen werde. Wenn du willst, kannst du dorthinkommen." Ich ging hin. Als der Gottesdienst vorüber war, verließen die meisten Leute den Raum, nur acht bis zehn evangelische Brüder blieben zurück. Amirchanjanz sagte diesen: „Brüder, ich habe euch etwas zu sagen, ich will euch von einer merkwürdigen Sache berichten. Habt ihr schon einmal einen Betrüger gesehen? Dieser Mann hier ist einer. Er ist Armenier und will mir einreden, er sei muhammedanischer Priester gewesen." Dann redete er mich an: „Wie bist du hergekommen? Hast du einen Paß? Wo wohnst du?" Ich antwortete: „Ich wohne in dem Aslan-Karawanserai. Einen Paß habe ich nicht, da ich ja verfolgt werde." „Es ist mir unverständlich," sagte er, „wie du ohne Paß Aufnahme gefunden hast. Wer weiß, was du getan hast und weshalb du fliehen mußtest!" — „Ich habe ja gesagt, aus welcher Stadt ich bin und welche Missionare ich kenne. Warum quälen Sie mich, wenn Sie sie nicht fragen wollen!" — „Du hast die Missionare betrogen, wie du mich jetzt betrügen willst."

Ich ging traurig hinaus mit dem Gedanken: „Der Herr helfe mir von diesem Manne! Ich will ihn nie wiedersehen."

Einer der Brüder, ein Bibelkolporteur namens Serkis, folgte mir und versuchte, mich zu trösten. „Nimm ihm nicht übel, was er gesagt hat," redete er mir zu, „wir wissen, daß er bissig ist. Gott hat dich zu Christus geführt, und wir freuen uns darüber. Aber Amirchanjanz ist oft betrogen worden, deshalb ist er jetzt so mißtrauisch. Bitte, geh morgen wieder zu ihm; ich werde auch dort sein."

Ich tat, wie er gesagt hatte. Amirchanjanz fragte mich nun, was ich gelesen und gelernt habe und welche Bücher ich bei mir habe. Ich brachte sie ihm.

Nun war aber mein Geld zu Ende, und man wollte mich nicht mehr in dem Karawanserai behalten. Amirchanjanz konnte ich es nicht sagen, da er mich dann erst recht für einen Betrüger gehalten hätte. So schrieb ich an Daniel Beg und erzählte ihm, wie es mir ergangen war. Er schickte mir durch die Bibelgesellschaft zwei Rubel, von denen ich die Miete bezahlen konnte und noch einige Kopeken übrig behielt.

Am nächsten Sonntag predigte Sembad Bagdasarianz in der

Digitized by Google

armenischen Versammlung. Während seiner Predigt trat zu meiner großen Freude plötzlich Mr. Wilson herein. Nach dem Gottesdienst begrüßte Amirchanjanz ihn und machte ihn mit den armenischen Brüdern bekannt. Als er nach seiner Art hinzufügen wollte: „Dies ist ein Mann, der behauptet ein Mollah zu sein" u. s. w. sagte Mr. Wilson: „Das ist Bruder Johannes, den kenne ich, den brauchen Sie mir nicht vorzustellen." Als wir hinausgingen, forderte Mr. Wilson mich auf, mit in sein Hotel zu kommen. Ich folgte ihm und erzählte ihm alles, was ich erlebt hatte, auch wie Amirchanjanz mich behandelt hatte. Er war willens, mir zu helfen, sagte aber: „Leider habe ich nur knapp genug Geld, um nach Amerika reisen zu können. Jedoch habe ich einen Anzug übrig, den will ich Ihnen geben. Auch werde ich mit Amirchanjanz sprechen.

Nachdem Mr. Wilson abgereist war, ging ich wieder zu Amirchanjanz, sah aber bald, daß auch die Erklärungen des Missionars nicht imstande gewesen waren, seine Ansichten über meine Person zu ändern. Vielleicht hielt er auch Mr. Wilson für einen Betrogenen. Er schickte mich jetzt zu einem armenischen Kaufmann, mit dem ich mich unterhalten sollte. Ich besuchte diesen Mann und fand einen Ungläubigen, der mir sagte: „Heutzutage hat Religion keine Bedeutung mehr. Das sind veraltete Dummheiten. Warum bringst du der christlichen Religion so viel Opfer?" So versuchte er, mich für seine Ansichten zu gewinnen. Das betrübte mich vielmehr als alles, was Amirchanjanz bisher getan hatte; ich sagte: „Ich will deine Worte nicht hören!" und ging davon.

Es war eine schwere Zeit für mich, auf der einen Seite Not und Mangel, auf der andern die Lieblosigkeit der Christen; Tiflis war mir eine sehr dunkle Stadt geworden. Der kleine Serkis kam zu mir und brachte mich wieder zu Amirchanjanz. Dieser sagte mir, wenn ich nicht länger in dem Karawanserai wohnen könne, solle ich bei Serkis bleiben. Letzterer war sehr arm. Er hatte keine feste Anstellung als Bibelkolporteur, sondern verkaufte nur täglich ein bis zwei Bibeln, behielt die Hälfte des Erlöses als Brotgeld und gab die andre Hälfte an die Bibelgesellschaft ab. Er teilte sein Zimmer mit einem Schmied, der in einer Fabrik arbeitete und nur zur Nacht nach Hause kam. Ich zog zu ihnen, erhielt eine Decke und lag dort auf dem Boden.

Es war mir sehr lieb, daß ich den Karawanserai verlassen konnte und eine wenn auch noch so geringe Unterstützung gefunden hatte. Der junge Gregorianer und sein Vater besuchten mich nämlich häufig und bemühten sich in liebevollster Weise für mich. Sie wollten mir gern eine Anstellung als Schreiber in einem großen Zeitungsbureau verschaffen, durch die ich gut meinen Lebensunterhalt hätte gewinnen können. Da es in meinem Herzen aber feststand, daß ich nichts andres werden durfte, als ein Arbeiter im Weinberge meines Herrn, wies ich das An-

Digitized by Google

erbieten zurück. Doch tat es mir leid, ihren unablässigen Bitten und Vorstellungen einen beständigen für sie unverständlichen Widerstand entgegensetzen zu müssen.

Der Vater jenes jungen Mannes, Bzeg Asatur, lebt noch jetzt als 100jähriger Greis in Eriwan. Wenn mein Weg mich durch jene Stadt führte, habe ich ihn oft besucht und stets ein herzliches Willkommen gefunden. Jedesmal hat er mich reich beschenkt mit den Früchten seines Gartens, die wohl die schönsten der ganzen Gegend waren. Den evangelischen Brüdern war unser freundschaftliches Verhältnis ein Gegenstand des Staunens, denn bei ihnen galt der Alte für einen abstoßenden, wunderlichen Mann.

Bald nachdem ich zu Serkis gezogen war, war meine letzte Kopeke ausgegeben; aber ich sagte es niemand und aß nichts. Als ich am folgenden Morgen erwachte, war der Schmied schon fort, und Serkis wollte sich eben auf den Weg machen. Ich hatte die Absicht, ihn zu fragen, ob er mir wohl ein wenig Geld geben könne, unterließ es aber, weil ich sah, daß er selbst nichts aß. So schlief ich weiter, bis der Hunger mir keine Ruhe mehr ließ. Nachdem ich einige Kapitel in der Bibel gelesen und gebetet hatte, kam mir der Gedanke, daß ich doch meine Uhr verkaufen könnte, um das Geld für Brot anzuwenden. Als ich aber auf die Straße trat, sah ich alle Läden geschlossen, es war Feiertag. Ich war sehr matt, doch ging ich zu Amirchanjanz und sagte ihm: „Meine letzte Kopeke ist ausgegeben. Ich habe schon gestern nichts gegessen. Bitte leihen Sie mir etwas Geld, wenn es möglich ist. Ich werde morgen meine Uhr verkaufen und es zurückgeben. Heute ist Feiertag, und ich kann mir nicht helfen." Er antwortete: „Warum willst du deine Uhr verkaufen? Was wirst du essen, wenn das Geld verbraucht ist?" — „Was soll ich tun," entgegnete ich, „da ich doch hungrig bin. Später wird mir Gott weiter helfen." — „Nein," sagte er, „du mußt arbeiten." Das wollte ich gern und bat ihn, mir eine Arbeit zu zeigen. Da hieß er mich warten, ging ins andre Zimmer und kam mit 1 Rubel 70 Kopeken zurück. Er sagte: „Nimm dies und verkaufe deine Uhr nicht; wir werden später sehen. Geh zu meiner Frau. Dort wirst du Essen bekommen." Frau Amirchanjanz empfing mich freundlich und gab mir gutes Essen. Dann erhielt ich von ihrem Mann einige Aufträge für schriftliche Arbeiten; ich ging nun alle Tage zu ihm, und wir lasen das Buch Misan-ul-Haqq (Wage der Wahrheit) zusammen. Mit dem Gelde, das er mir gegeben hatte, lebte ich sehr sparsam, um nicht wieder bei ihm betteln zu müssen; es reichte für etwa zwei Wochen. Nach einer Woche fragte er: „Hast du Geld?" Ich sagte ihm, daß ich noch siebzig Kopeken habe. Da fragte er: „Wie lebst du denn, daß du bisher nur einen Rubel verbraucht hast?" — „So sparsam wie möglich," entgegnete ich. Da gab er mir fünf Rubel und sagte: „Ernähre dich etwas besser."

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Ein Christ unter Christen.

Nachdem wieder einige Tage vergangen waren, sagte Amirchanjanz zu mir: „Bruder Johannes, du hast große Geduld gehabt. Ich habe dich sehr gequält, aber du hast alles überwunden." Dann sprachen wir über die Taufe, und er fragte mich, warum ich bisher nicht getauft sei. Ich erzählte die Ursache; man habe mich heimlich taufen wollen, und das halte ich nicht für richtig. Er sagte: „Jetzt kannst du getauft werden, wann und wie du wünschest." Ich war sehr erfreut, und als er fragte: „Wo willst du getauft werden, in der deutschen Kirche oder in unserm Hause in Gegenwart der armenischen Brüder oder wo sonst? Ich bin bereit, dich zu taufen. Wenn du dich nicht fürchtest, ich fürchte mich auch nicht," antwortete ich: „Wenn möglich, möchte ich im Kur getauft werden; denn was die Form betrifft, so halte ich es für das richtigste, untergetaucht zu werden."

Es war am 28. Februar 1885, als wir nach der Sonntagspredigt mit den Brüdern an den Fluß gingen, der mitten durch die Stadt fließt. Ich legte meine Oberkleider ab, er zog die Stiefel aus, nahm mich bei der Hand, und wir gingen etwa zehn Schritte ins Wasser. Dort fragte er mich: „Bruder Johannes, glaubst du, daß Jesus Gottes Sohn ist?" Ich antwortete: „Ja, von ganzem Herzen." Da sagte er: „So taufe ich dich, Johannes, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!" Dann tauchte er mich unter Wasser. Es war kalt, Eisstücke schwammen umher, aber vor Freude merkte ich die Kälte nicht. Während dieser Zeit hatten sich viele Menschen auf der Brücke versammelt und sahen mit Verwunderung zu.

Nach der Taufe gingen wir in sein Haus zurück und feierten das Heilige Abendmahl. Als er später fragte, was aus mir werden solle, antwortete ich, es sei mein Wunsch, vorbereitet zu werden, daß ich unter den Muhammedanern das Evangelium predigen könne. Aber er wies mich ab mit den Worten: „Es stehet geschrieben: „Es unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein." Du mußt arbeiten und dein Brot verdienen." — „Aber ich bin doch bis jetzt Lehrer gewesen", wandte ich ein, „es ist mein Beruf, und jetzt möchte ich ihn für den Heiland aus-

Digitized by Google

üben." Er blieb bei seiner Ansicht: „Nein, du mußt ein Handwerk lernen. Geh in eine Fabrik und werde Mechaniker." Ich erhob noch einmal Einspruch, aber es half nichts. Unwillig sagte ich endlich: „Gut, wenn es nicht anders sein kann!" obwohl ich nicht die geringste Neigung für diese Arbeit hatte.

Nach einigen Tagen sah ich den schwedischen Missionar Hoyer bei ihm, der sehr warm und freundlich mit mir sprach, obwohl er das Armenische nicht beherrschte. Am Schluß unsres Gesprächs fragte er mich: „Wollen Sie mit mir kommen und in den Dörfern das Evangelium von Christo predigen?" Mit Freuden stimmte ich zu. Auch Amirchanjanz willigte ein, und so gingen wir nach Schemacha, wo Hoyer damals wohnte. Er lebte im Hause eines alten Predigers Serkis Hamparzumian, der in Dorpat studiert und dann in Schemacha eine evangelische Gemeinde gegründet hatte; er war eine geheiligte Persönlichkeit. Außer ihm hatte auch Pastor Keworkianz einen gesegneten Wirkungskreis in Schemacha. Wir waren häufig zusammen und gewannen uns herzlich lieb. Besonders lernte ich ihn auf unsern gemeinsamen Predigtreisen sehr schätzen.

Sechs Monate blieb ich in Schemacha, gab Frau Hoyer armenischen Unterricht und fing selbst an, etwas Schwedisch zu lernen. Oft ging ich in die Dörfer, manchmal mit Hoyer, manchmal allein, und predigte das Evangelium unter Malakanen und Armeniern. Vor mir war ein junger Mann aus Schuscha sechs Monate bei Hoyer gewesen, Markara ter Asaturoff, der jetzt die Absicht hatte, nach Schweden zu reisen, um dort die Missionsschule zu besuchen. Der alte Prediger Serkis wünschte sehr, daß ich mit ihm nach Schweden reise, aber es fehlte an Reisegeld, und Missionar Hoyer konnte es nicht beschaffen. Schließlich sagte der alte Serkis: „Jetzt habe ich Reisegeld für ihn gefunden!" — „Wie denn?" „Vor vielen Jahren war ein Muhammedaner Christ geworden und hinterließ, als er starb, seine kleine Barschaft von 70 Rubeln der evangelischen Gemeinde mit der Bitte, sie für die Verbreitung des Evangeliums unter den Muhammedanern zu verwenden. Jetzt haben wir durch Bruder Johannes Gelegenheit, dies Geld seiner Bestimmung gemäß zu brauchen."

So brachte Hoyer uns beide nach Schweden, wo wir am 1. Juni 1886 eintrafen.

In Stockholm wurden wir vom schwedischen Missionsbunde sehr freundlich aufgenommen. Die nun folgenden Jahre meines Aufenthaltes in Schweden werden mir durch das Zusammensein mit vielen warmen Christen, die ich dort kennen lernte, stets in lieber Erinnerung bleiben, wenn der Herr mich auch andrerseits in dieser Zeit von neuem in die Tiefe führte.

Der schwedische Missionsförbundet, dessen Vorsitzender Dr. Ekmann war, hatte in Kristinehamm eine Schule, in welcher Arbeiter für die Mission im Kongostaat, in China und unter den Armeniern in drei-

Digitized by Google

jährigem Kursus ausgebildet werden. In diese Schule wurden wir, mein Gefährte Markara und ich, geschickt. Da ich die schwedische Sprache nur im Verkehr oberflächlich gelernt hatte, mußte ich mich im Anfang sehr anstrengen, um dem Unterricht folgen zu können. Das unablässige Arbeiten in Verbindung mit dem ungewohnt kalten Klima wirkte jedoch so nachteilig auf meine Augen, daß ich an einer schweren Entzündung derselben erkrankte. Der Arzt legte meinem Zustand anfangs gar keine Wichtigkeit bei; da es aber immer schlimmer mit mir wurde, schickte man mich nach Stockholm und von dort nach Kristiania zu einem berühmten Augenarzt, der mir jedoch auch nicht helfen konnte. So kehrte ich nach Kristinehamm zurück und fand Aufnahme bei einer alten Dame, Frau Sundqvist, die mich mit großer Treue pflegte, zusammen mit Frau Pastor Carlson und der Bibelfrau Anna Nyström, die sich zu jener Zeit in ihrem Hause aufhielt.

Der Arzt hatte mir gegen die Augenentzündung Atropin verordnet. Durch irgend eine Veranlassung war etwas von dem scharfen Gift in meinen Hals gekommen und hatte eine schwere Entzündung hervorgerufen. Der Arzt hatte mich aufgegeben. Eines Abends sagte er, wie mir später erzählt wurde, zu Frau Sundqvist, er glaube nicht, daß ich die Nacht überstehen werde. Als er gegangen war, blieben Frau Sundqvist und Frau Pastor Carlson an meinem Bett und lasen mir aus der Heiligen Schrift vor. An den Stellen, die sie wählten, erkannte ich, daß sie meinen Tod nahe glaubten. Auch fühlte ich selbst, daß mein Atem hin und wieder aussetzte, besonders sobald ich dem Schlafe nahe war. Darum bat ich Frau Pastor Carlson, mich zu wecken, sobald ich einschlafen sollte. Sie erfüllte meine Bitte getreulich und weckte mich fast alle zwei Minuten, da ich vor Ermattung immer wieder einschlief. Einmal muß ich aber doch wohl einige Minuten geschlafen haben, bevor sie es bemerkte, und in dieser kurzen Zeit hatte ich einen wunderbaren Traum:

Ich stand auf einer weiten, grünen Wiese. Ein schönes weißes Lamm näherte sich mir und drehte sich dann vor mir im Kreise, immer schneller, immer schneller, bis es schließlich verschwand und ich an seiner Stelle einen Löwen erblickte. Dieser begann ebenfalls sich zu drehen und verwandelte sich dann in einen großen Mühlstein, der sich plötzlich teilte, während ein merkwürdiger Wagen, der statt der Räder Füße gleich denen eines Tisches hatte, aus seinem Innern hervorkam. Der Wagen hielt vor mir, und heraus stieg ein schöner Knabe von etwa zwölf Jahren im blauschimmernden Gewande, einen Stab in der Hand. Mit sanfter Stimme sagte er: „Komm, Johannes!" und ließ mich einsteigen. Dann fuhr der Wagen durch die Luft davon. Drinnen sah ich einen zweiten Knaben, dem ersten ähnlich, und beide begannen nun sehr liebevoll mit mir zu sprechen. Hohe Gedanken über geistliche

Digitized by Google

Dinge taten sie mir kund. Da wurde mir plötzlich klar, daß irdische Knaben so nicht reden könnten; ich wußte, daß Engel mich führten. Zugleich aber kam ich zu der Überzeugung, daß das Ziel, dem sie mich entgegenführten, nur der Himmel sein könnte. Im ersten Augenblick erfüllte Freude mein Herz, daß ich wirklich in Gnaden angenommen war; dann aber seufzte ich tief im Gedanken, daß ich nun nichts für meine Brüder, die Muhammedaner, tun könne. Da sprachen die Engel: „Warum bist du traurig, Johannes? Freust du dich nicht, daß wir bei dir sind und dich lieb haben?" Mit ihren freundlichen Worten brachten sie mich bald auf andere Gedanken. Es schien mir, daß wir lange, lange Zeit so durch die Wolken dahingefahren waren. Da hielt der Wagen plötzlich. Einer der Engel stieg aus, hielt mir die Hand entgegen und ließ mich aussteigen, indem er sagte: „Wir lassen dich hier für kurze Zeit. Adieu!" Während der andre noch von drinnen einen Abschiedsgruß winkte, verschwand der Wagen; ich aber sah mich allein auf einem hohen Berge.

In diesem Augenblicke weckte Frau Pastor Carlson mich. Als ich die Augen aufschlug, fühlte ich mich wohler und bat infolgedessen meine Pflegerin, mich jetzt schlafen zu lassen und sich selbst zur Ruhe zu begeben. Als sie erklärte bleiben zu wollen, sagte ich: „Ich werde nicht sterben. Ich kann jetzt nicht sprechen, morgen werde ich erzählen." Da verließ sie mich.

Am nächsten Morgen erwachte ich gestärkt, und in kurzer Zeit war ich genesen. — — —

Im Juni 1889 wurden Markara und ich mit einigen Brüdern, die nach China und Afrika gingen, in der Immanuelkirche in Stockholm eingesegnet und als Missionare nach Kaukasien ausgesandt.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

In der Arbeit für den Herrn.

In dieser Zeit kam an die Vorstände des schwedischen Missionsbundes eine Bittschrift folgenden Inhalts: „Wir haben in Kaukasien einen deutschen Verein junger Männer gebildet mit der Absicht, etwas zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Muhammedanern zu tun. Erlauben Sie, daß wir Johannes Awetaranian helfen und etwas für seinen Unterhalt geben, damit er unter den Muhammedanern hier in Kaukasien predige." So kam ich im Herbst des Jahres 1889 nach Tiflis und arbeitete dort, machte auch Missionsreisen in die kaukasischen Dörfer und Städte bis nach Persien hinein. Wenn die Gaben der jungen Männer nicht ausreichten, so halfen Dr. Bädeker oder meine schwedische Missionsgesellschaft.

Als ich nach Tiflis kam, fand ich Pastor Amirchanjanz nicht dort und hörte, daß er für vier Jahre nach Sibirien verschickt sei. Vor meiner Abreise hatten nämlich die Russen öffentliche Besprechungen mit den Vertretern verschiedener andrer Konfessionen gewünscht, und Amirchanjanz war sehr bereit gewesen, diese Versammlungen zu besuchen. Später hatte, wie ich hörte, eine Diskussion vor dem Jegzarch stattgefunden, bei welcher Pastor Amirchanjanz sowie zwei Baptistenmissionare biblische Beweise für den Gebrauch der Bilder in den Kirchen verlangt hatten. Dafür wurden sie des Landes verwiesen.

Aus der Zeit meines dreijährigen Aufenthalts in Kaukasien möchte ich einige Erinnerungen berichten. Mein Hauptzweck war, den dortigen Muhammedanern das Evangelium zu predigen, wofür ich mich berufen wußte. Doch habe ich auch unter Armeniern und andern Volksstämmen gearbeitet. Wenn ich in Tiflis war, predigte ich jeden Sonntag in verschiedenen Sprachen. Die Mission unter Muhammedanern ist nicht leicht. Die Schwierigkeiten bestehen nicht allein in dem fanatischen Sinn der Moslim und den Verfolgungen, denen jeder gläubig gewordene ausgesetzt ist; auch die Neigung der Schiiten zu Lüge und Heuchelei sind ein großes Hindernis für die Mission in Kaukasien und Persien. Das Grundübel ist das „takije", die Lehre, daß es erlaubt sei, in Fällen äußerster Lebensgefahr seine Religion zu verleugnen. Diese Lehre kennt

Digitized by Google

man unter den Sunniten nicht. Viele Schiiten benutzen dieses „takije“ bei jeder, auch der kleinsten Gelegenheit. Wenn sie in das Haus eines Sunniten kommen, so verstellen sie sich und verleugnen ihren Schiismus, weil sie es für bequemer und nach dem „takije“ für erlaubt halten. Von dieser Erlaubnis macht Hoch und Niedrig Gebrauch, nicht nur aus Furcht, sondern auch um irdischen Vorteil zu erlangen. Der Charakter wird dadurch natürlich gründlich verdorben.

Die Missionare haben unter diesem „takije“ sehr zu leiden. Während ich in Kaukasien arbeitete, tauften wir nur wenig Muhammedaner, aber obwohl wir die meisten lange vorher geprüft hatten, ging es doch nicht ohne Betrug ab. Einmal schickte man einen Sejid aus Schuscha zu mir. Die Brüder hatten ihm einen Empfehlungsbrief mitgegeben, in dem sie mir mitteilten, daß er aus Gottes Wort unterrichtet worden sei und Christ werden wolle. Es war ein Mann von sechzig Jahren. Ich nahm ihn freundlich auf, sprach mit ihm über das Heil in Christo und sah bald, daß es ihm an Schriftkenntnis nicht fehlte; er konnte ganz erbaulich reden. Er erzählte mir, daß er Pastor Amirchanjanz vor einigen Jahren in Schuscha habe predigen hören; seitdem forsche er in der Schrift und suche Christum. Nachdem er einige Tage bei uns gewesen war, sagte mein Mitarbeiter Missionar Hoyer: „Wir wollen seinen Wunsch erfüllen und ihn taufen.“ Ich bat, noch ein Jahr damit zu warten, aber Hoyer blieb bei seiner Meinung: „Wir haben keinen Grund, ihn warten zu lassen; wenn er glaubt und bekennt, daß Jesus Gottes Sohn ist, so dürfen wir ihm die Taufe nicht vorenthalten.“ Hoyer stellte ihm nun durch mich einige Fragen, da er selbst nicht türkisch konnte, und die Antworten lauteten so gut, daß Hoyer ganz befriedigt sagte: „Morgen werden wir ihn taufen.“ So geschah es auch.

Nach der Taufe sagte Sejid Ahmed – er hatte jetzt den Namen Johannes erhalten —: „Meine Frau ist gestorben, doch habe ich in Tabris einen Sohn. Ich möchte hinreisen, um mein Haus zu verkaufen und meinen Sohn zu holen. Bitte, gebt mir das Reisegeld.“ Ich beschloß, mit ihm nach Tabris zu reisen. So brachen wir auf und kamen nach Achstapa, wo wir in einem Karawanserai einkehrten, in der sich auch einige Muhammedaner aufhielten. Zu meiner Verwunderung sah ich, daß Sejid Ahmed aufstand, die muhammedanischen Waschungen vollzog und anfing „namaz“, das Gebet, zu verrichten. Als wir wieder allein waren, fragte ich: „Was hast du getan?“ „Ich habe „takije“ gemacht,“ lautete die Antwort. „Sage, welche Gefahr drohte dir denn? Wir sind ja in Rußland, und außerdem mußtest du, wenn du ein Christ bist, wissen, daß es im Christentum kein „takije“ gibt. Unser Heiland sagt: „Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ Da überlegte er ein wenig und sagte dann: „Bitte, verzeih mir, ich werde es nicht wieder

Digitized by Google

tun." Ich entgegnete ihm: „Vor der Taufe haben wir doch über alle diese Dinge geredet, und ich habe dir gesagt, daß du bereit sein mußt, für Jesus in den Tod zu gehen; hier aber war nicht einmal eine Gefahr." — In der Folge haben wir noch viel Trauriges mit diesem Ahmed erlebt; derartige Enttäuschungen bleiben keinem Missionar erspart. Solche Leute sind einige Zeit mit uns gegangen und dann auch wieder von uns ausgegangen, denn „sie waren nicht von uns; wenn sie von uns gewesen wären, so wären sie ja bei uns geblieben; aber es sollte offenbar werden, daß sie nicht alle von uns sind."

Mutlos haben uns indessen solche Erfahrungen nicht gemacht, und das werden sie auch nie vermögen. Denn wir haben auf der andern Seite unter den Muslim sehr treue Bekenner Christi gefunden, die um des Glaubens willen den Märtyrertod erlitten.

Ich blieb den Winter über in Tabris und kam erst im Frühling wieder nach Tiflis zurück. Einige Zeit danach kam Missionar Högberg zu uns, der sechs Jahre in Charkow unter den Malakanen gearbeitet hatte; ich hatte vom schwedischen Missionsbunde den Auftrag, ihn und seine Familie nach Tabris zu begleiten; so reiste ich nochmals dorthin.

Högberg eröffnete dort eine Missionsschule, um Arbeiter für die Mission unter den Muhammedanern auszubilden. Doch zeigte es sich später, daß er nicht genug Kenntnisse für eine solche Arbeit besaß; es wurde nichts daraus.

Bei meiner Rückkehr nach Rußland hatten wir eine Missionskonferenz in Schemacha, bei der sich die evangelischen Brüder aus verschiedenen Städten Kaukasiens versammelten. Es war Hoyers Absicht, eine Orientmission zu gründen; zu diesem Zwecke bildete er ein Komitee, zu dessen Mitgliedern auch ich gehörte. Wir hatten den Wunsch, diese Orientmission mit der amerikanischen Mission in Persien und der Türkei zu verbinden, da auch die Amerikaner gern in Kaukasien gearbeitet hätten, jedoch von der Regierung keine Erlaubnis erhielten. Ich hatte mich freilich in Tabris schon überzeugt, daß die dortigen Missionare nicht auf unsre Vorschläge eingehen würden, aber wir hofften, daß die Missionare in der Türkei anders denken würden. Um diesen unsere Pläne mitzuteilen, sollte nun das Komitee einen Boten aus seiner Mitte erwählen, und die Wahl fiel auf mich. Zwar war das Unternehmen ziemlich gefährlich für mich; da aber niemand anders bereit war, übernahm ich den Auftrag, und diese Reise wurde mir besonders wichtig, da ich auf dem Hin- und Rückwege viel Gelegenheit hatte, meinem Volk das Evangelium zu verkündigen.

Ich kam glücklich nach Erserum und blieb dort sechs Tage. Anfangs hielt ich mich verborgen; aber kurz vor meiner Abreise predigte ich einmal armenisch in der Missionskapelle; einige Türken kamen hinzu, kannten mich aber nicht. Die Missionare gingen freundlich auf unsere

Digitized by Google

Vorschläge ein, stellten jedoch einige Bedingungen. Diese aber wollte Hoyer nicht annehmen, und so löste sich das Komitee allmählich wieder auf, da die Brüder einen solchen Bund ohne Erlaubnis der Regierung für gefährlich hielten und lieber ohne eine derartige Organisation jeder nach seinen Kräften das Evangelium verbreiten wollten.

In der Gebetswoche des letzten Jahres, welches ich in Kaukasien zubrachte, kamen wir allabendlich bei einem der Brüder zusammen. Am vierten Abend versammelten sie sich in meiner Wohnung. Nachdem wir gelesen und gebetet hatten, sangen wir den Lobgesang. Plötzlich trat ein Polizist herein und sagte auf russisch: „Schto dakoi? (Was ist das?)" Bruder Sembad antwortete: „Wir haben gesungen." Er fragte: „Wer ist der Wirt?" Ich antwortete: „Ich bin es." — „Dann müssen Sie mitkommen zur Polizei", sagte er ganz kurz. Es war gegen elf Uhr abends, aber ich mußte ihm folgen. Die Brüder blieben dort, knieten wieder nieder zum Gebet und wollten meine Rückkehr erwarten. Der Polizist brachte mich zum Pristaw, und dieser fragte: „Was habt ihr dort getan?" — „Wir haben nur gelesen und gebetet." — „Warum?" — „Weil uns diese Tage heilig sind und wir zusammenkommen, um zu beten." Er stampfte mit dem Fuße und sagte: „Wäret ihr zusammengekommen, um Wein zu trinken, so wäre es besser gewesen." Er schickte mich mit zwei Polizisten nach Hause, um die Brüder und meine sämtlichen Bücher holen zu lassen. Dann schrieb er die Namen der Leute auf und ließ sie wieder gehen, mich aber behielt er zurück. Meine Bücher steckte er in einen Sack, den er versiegelte, dann saß er noch bis ein Uhr und nahm Protokoll über mich auf. Im Begriff fortzugehen, sagte er zu mir: „Sie müssen hier bleiben. Wollen Sie im Eingang oder im Zimmer schlafen?" „Dort ist es kalt, ich bleibe hier", antwortete ich. Er stellte einen bewaffneten Polizisten neben mich und einen Wächter vor die Tür und ging. Schon nach fünf Minuten kehrte er zurück, öffnete einen Schrank, stellte den Büchersack hinein, schloß zu und steckte den Schlüssel in die Tasche. Vielleicht fürchtete er, ich könne die beiden Soldaten töten, den Büchersack nehmen und davonlaufen. Ein Sofa war nicht da, ich mußte auf dem Boden schlafen. Eine Japundscha (einen kaukasischen Mantel) hatte ich bei mir, und auf meine Bitte gab man mir die Polizeibücher als Kopfkissen. Kaum aber war ich eingeschlafen, so weckte man mich wieder und forderte mir mein Taschenmesser ab.

Am andern Morgen kam der Pristaw wieder und schickte mich mit einem Polizisten zum Sljedowatjel. Den Sack mit meinen vierzig Büchern mußte ich auf dem Rücken tragen. Als ich mit meiner Last nicht weiter konnte, bat ich den Polizisten, einen Träger nehmen zu dürfen; aber er wollte es nicht, weil er fürchtete, ich könne weglaufen. Da schlug ich ihm vor, wir wollten den Rest des Weges Arm in Arm machen,

Digitized by Google

und so kamen wir untergefaßt am Ziele an. Der Richter, ein gebildeter Russe, las das Protokoll des Pristaw und sagte: „Ihre Sache ist sehr ernst." – „Ganz und gar nicht." — „Sie werden sehen, man wird Sie nach Sibirien schicken." – „Nein", sagte ich, „ich habe nichts Schlechtes getan und werde nie nach Sibirien kommen." — „Was haben Sie getan?" — „Wir haben die Bibel gelesen und zu Gott gebetet." – „War ein Bild von Christus oder Maria dort?" — „Nein, wir beten zu Gott und nicht zu Bildern." — „Wie können Sie beten, wo kein Bild ist!" — „Wir sind Evangelische und brauchen keine Bilder." Dann fragte er weiter: „Wieviel Sprachen kennen Sie, und in welchen Sprachen sind diese Bücher geschrieben?" — „Es sind meine Privatbücher", sagte ich, „in vier oder fünf Sprachen." – „Gerade deshalb müssen Sie nach Sibirien", sagte er. Im ganzen war er aber viel freundlicher gegen mich als der Pristaw. Er gab dem Polizisten meinen Paß und befahl ihm, denselben mit meinen Büchern zum Mirawoisud zu bringen; ich selbst durfte ohne polizeiliche Begleitung folgen.

Der Mirawoisud öffnete den Sack, blickte in meine Bücher hinein und sagte: „Ich werde Ihre Bücher zum Zensor schicken; Ihr Paß bleibt hier. Erst wenn die Bücher zurückkommen, können wir über die Sache verhandeln. Gehen Sie jetzt nach Hause." Ich ging nach meiner Wohnung, blieb aber zwölf Tage unter polizeilicher Aufsicht. Da die Sache sich in die Länge zog, ging ich selbst zum Zensor und bat ihn, meine Bücher möglichst schnell zu untersuchen. Er sagte freundlich: „Sind das Ihre Bücher? Sind Sie Awetaranian? Ihre Bücher sind sehr gut, ich möchte sie noch einige Tage behalten, aber weil Sie so eilen, werde ich sie nach zwei Tagen schicken." Zwei von den Büchern waren aber schwedisch, und der Zensor konnte sie nicht lesen. Nun mußte ich einen Vertrauensmann besorgen, der schwedisch lesen und den Mirawoisud über den Inhalt der Bücher beruhigen konnte. Zu der Zeit lebte in Tiflis ein General aus Finnland, ein guter Christ, den ich kannte und der mit seiner Familie zuweilen unsre Versammlungen besuchte. Er kam auf meine Bitte und bezeugte mit Unterschrift, daß die Bücher gut seien. Er sagte: „Ich weiß nicht, warum Ihr so viel Umstände macht. Ich kenne Herrn Awetaranian und weiß, daß er durchaus kein gefährlicher Mensch ist." Der Mirawoisud meinte: „Vielleicht hat der Pristaw einen Fehler gemacht. Ich werde die Sache untersuchen. Sie können am Gerichtstage kommen und hören." Am folgenden Tage bekamen wir, alle Brüder und ich, eine Vorladung: „Es wird behauptet, daß Awetaranian gegen Paragraph so und soviel des Gesetzes gehandelt hat. Am 19. Januar findet die Untersuchung statt."

Wir sahen im Gesetzbuch nach und fanden: „Wer ohne Erlaubnis Versammlungen veranstaltet, wird auf vier Jahre nach Sibirien ge-

Digitized by Google

schickt." Die Brüder fürchteten sehr für mich, aber ich war guter Zuversicht.

Am bestimmten Tage gingen wir alle in das Gerichtsgebäude. Der Mirawoisud fragte zuerst jeden einzeln und nachher alle zusammen. Nur eine Frage hatte er, und wir gaben alle dieselbe Antwort, die ein Dolmetscher übersetzte. Er fragte die türkischen Brüder: „Warum sind Sie an jenem Abend dorthin gegangen?" Sie antworteten: „Weil Johannes unser Bruder ist. Wir haben zusammen gelesen und gebetet." Ebenso antworteten die Armenier und die beiden schwedischen Schwestern, Fräulein Beckström und Fräulein Nyström. Da die Armenier und die Türken aus verschiedenen Orten und auch die beiden Damen nicht aus derselben Stadt waren, sagte er: „Ich verstehe euch nicht. Hier sagt ein Türke, Johannes sei sein Bruder, und der Armenier aus Kaukasien, sowie jener aus der Türkei, der Perser und sogar die beiden schwedischen Fräulein behaupten dasselbe. Wie kann er der Bruder aller dieser Leute sein?" — Danach warf er sich in Galauniform, und wir gingen in den großen Gerichtssaal. Der Pristaw und der Polizist, der mich verhaftet hatte, waren auch anwesend, und viele Zuhörer verschiedener Nation waren gekommen.

Der Mirawoisud fragte den Polizisten, warum er mich so spät in der Nacht zur Polizei gebracht, was er denn gesehen habe. Er sagte: „Ich hörte singen und ging hinein." — „Hast du verstanden, was sie sangen? Vielleicht sangen sie ein weltliches Lied; warum störtest du die Leute?" — „Nein," sagte er, „ich konnte doch merken, daß es kein weltliches Lied war." — „Was sahst du, als du hineinkamst?" — „Ich sah den Wirt vor einem Tische stehen und mit den andern singen." — „Wie waren die Stühle gestellt, standen sie in Reihen?" — „Nein, wie in einem Privathause." — Der Mirawoisud fragte nun weiter nach jeder kleinen Einzelheit: was auf dem Tische gelegen habe u. s. w. Dann schickte er den Polizisten hinaus und sagte zu dem Pristaw: „Ich sehe jetzt, daß es keine Versammlung war im Sinne deiner Anklage, da nicht einmal die Stühle in Reihen standen. Man hat doch etwas Freiheit in der eigenen Wohnung. Jetzt versöhne dich mit Herrn Awetaranian, denn du hast ihm viel Mühe gemacht und ihn unnötigerweise seiner Bücher beraubt." Zu mir aber sagte er: „Geben Sie dem Pristaw die Hand und verzeihen Sie ihm." Dann bat er mich, ein Papier zu unterschreiben, daß ich nicht ohne polizeiliche Erlaubnis eine Versammlung halten werde, auch die Brüder mußten unterschreiben. So gingen wir fröhlich heim, und ich kam nicht auf vier Jahre nach Sibirien.

Einen Monat lang hielt ich mich still; dann ging ich zum Mirawoisud und fragte ihn, ob es keine Möglichkeit für uns gäbe, Versammlungen zu halten. Er war ein freundlicher alter Herr, ein Grusinier.

Digitized by Google

„Warum gehen Sie nicht in die lutherische Kirche," sagte er, „die Leute sind doch auch Protestanten." Ich erwiderte: „Wir sprechen nicht deutsch und müssen in einer Sprache lesen und beten, die wir verstehen." Da sagte er mir, an wen ich mich wenden müsse, um diese Erlaubnis zu erhalten. Aber alle Bemühungen waren vergebens.

Ich beschloß, wieder Missionsreisen zu machen, und predigte an vielen Orten. Als ich nach Schemacha kam, wurde mir die unerfreuliche Nachricht, daß die russische Regierung Pastor Keworkian nach seiner Heimat, der Türkei, verwiesen habe. Er hatte zehn bis fünfzehn Jahre lang in der evangelisch-armenischen Gemeinde zu Schemacha gearbeitet, Gott hatte seine Wirksamkeit reich gesegnet, und seine Ausweisung war ein schwerer Schlag für die Gemeinde. Die Missionare in Tabris wünschten, Keworkian solle zu ihnen kommen, aber die russische Regierung erlaubte ihm nicht, nach Persien zu reisen, nur der Weg über Batum nach der Türkei stand ihm offen. Nun bat er mich, seine Frau auf direktem Wege nach Tabris zu bringen, da sie doch nicht mit ihm den Umweg über Batum machen konnte. Sein Abschied von der Gemeinde war sehr beweglich; sie konnten die Trennung kaum ertragen. Der Küster wurde vor Kummer krank und war wie von Sinnen; wir mußten ihn ins Krankenhaus bringen. Als die Abschiedsstunde kam, begleitete die ganze Gemeinde ihren Seelsorger zur Stadt hinaus; auch viele Gregorianer kamen mit. Auf einem Hügel außerhalb der Stadt hielt er seine letzte Ansprache, und ich schloß mit einem Gebet für seine Reise.

Am ersten Tage reisten wir zusammen, dann trennten sich unsere Wege, und ich begab mich mit Frau Keworkian nach Tabris, wo sie später mit ihrem Manne wieder zusammentraf. Nachdem ich in der Stadt und in den Dörfern mehrfach gepredigt hatte, kehrte ich nach Tiflis zurück.

Nachdem ich drei Jahre in Kaukasien gewesen war — es war im Jahre 1892 — kam Pastor Amirchanjanz aus Schweden mit einem Auftrage des schwedischen Missionsbundes an mich, nach Kaschgar zu reisen und dort eine neue Missionsstation für Muhammedaner einzurichten. Er kam mit Missionar Hoyer nach Tiflis, und ich freute mich, ihn wiederzusehen. Sie reisten bald weiter nach Samarkand, dort aber wurde Amirchanjanz krank und mußte umkehren. Als er wieder in Tiflis angekommen war, sagte er mir: „Ich wäre gern nach Kaschgar gereist, aber wegen meiner Krankheit ist es mir nicht möglich. Ich glaube aber, der Herr sendet dich dorthin. Es ist dein Volk, und du bist berufen, unter deinen Brüdern zu arbeiten."

So wurde beschlossen, daß ich mit Missionar Hoyer nach Kaschgar reisen sollte. Ich mußte mich verpflichten, ein Jahr dort zu bleiben, und tat es gern; denn ich hatte große Freudigkeit und die Zuversicht, daß

Digitized by Google

dies der mir vom Herrn gewiesene Weg sei. Hoyer riet mir, meine Bücher zurückzulassen, damit ich leichtes Gepäck habe; so nahm ich nur meine Bibel und ein Liederbuch mit. Als Begleiter wählte ich einen jungen Mann aus Tabris, jenen Ghazar, der mit mir zusammen die Schule besucht hatte. In Baku aber bat er mich, umkehren zu dürfen, da er eine europäische Schule zu besuchen wünschte und fürchtete, in Kaschgar nichts für seine Ausbildung tun zu können. An seiner Stelle begleitete mich nun Mnatzagan, ein junger Armenier.

Wir reisten über Uzun Ada – Kizilawrat – Askabad – Merw – Buchara nach Samarkand. In Askabad und Merw blieben wir einige Tage und predigten. In Askabad halten die Babiten mit Erlaubnis der russischen Regierung Versammlungen. Eine derselben besuchte ich und kam in Disput mit den Leitern. Als sie mir nicht mehr antworten konnten, baten sie mich, in Samarkand mit Abul-Fazl zu sprechen. Ich versprach es und begab mich bald nach meiner Ankunft in Samarkand zu ihm. Er war ein Teehändler und wohnte in einem Karawanserai. Früher, d. h. bevor er die babitische Lehre angenommen hatte, war er ein berühmter Mollah gewesen. Sein Name Abul-Fazl bedeutet „Vater der Tugend"; die Babiten halten ihn für einen der zwölf Apostel des Baha-Ullah, d. i. „Licht Gottes". Als ich bei ihm eintrat, empfing er mich sehr freundlich, holte die Bibel hervor, und unser Gespräch begann. Zuerst klagte er ein wenig über die Mollahs, sie hätten den Menschen die Pforte des Himmelreichs verschlossen; dann aber erklärte er, zwischen Christen und Babiten sei kein Unterschied, da sie an denselben Christus glaubten. Er zeigte mir zwei Juden und sagte: „Sie sind vom Volke Israel, das Jesum gekreuzigt hat; jetzt aber sind sie durch mich an Jesum gläubig geworden." Die Juden bestätigten seine Worte. Darnach fragte ich ihn: „Wer ist denn Christus? Wir wollen etwas eingehender über ihn sprechen." Sogleich brach er in freundlicher Art das Gespräch ab, so daß ich merkte, daß er vor den Juden nicht antworten wollte. „Es wird spät, und der Weg aus unserm asiatischen Viertel nach deinem Hotel ist weit. Ich werde morgen zu dir kommen, dann können wir weiter reden."

Als er am nächsten Tage kam, wiederholte ich meine Frage: „Was meinst du? Wer ist Christus?" Er antwortete: „Christus wurde von den Juden gekreuzigt und ist, wie du im Evangelium liest, auferstanden." – „Ich freue mich, daß du an ihn glaubst," erwiderte ich, „denn er ist um unserer Sünde willen gestorben. Aber was hältst du vom Baha?" — „Er ist derselbe Christus," antwortete er und setzte mir auseinander, daß zu Abrahams Zeiten Christus als Melchisedek erschienen sei, dann als derjenige, den die Juden kreuzigten, und jetzt zum letztenmal als Baha. „Wie ist es möglich, daß Baha unser Heiland ist?" fragte ich ihn. – „So sagten die Juden auch zu Christo."

Digitized by Google

Nun erklärte ich ihm: „Im Evangelium steht deutlich, daß Christus wiederkommen wird, wie er gen Himmel gefahren ist, nämlich in den Wolken des Himmels," und schlug Apostelgeschichte 1, 11 auf, wo geschrieben steht: „Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren." Dann fuhr ich fort: „Darum kann dieser Mirsa Husein Ali, den ihr den Baha nennt, doch unmöglich der Heiland sein, den wir vom Himmel erwarten. Jesus kam und starb für die Sünde der Welt, dieser aber weiß überhaupt nichts von der Sünde, darum kann er nicht Christus sein. Auch kommt Christus zu den Seinigen und nicht zu denen, die ihn nicht kennen oder eine falsche Vorstellung von ihm haben" usw. Abul-Fazl gab sich viel Mühe, mich zu überzeugen; als er aber sah, daß es unmöglich war, sprach er von andern Dingen. Unser Abschied war sehr herzlich.

In zehn Tagen fuhren wir per Wagen nach Osch, der letzten Stadt in Westturkestan; dort mußten wir uns für die Reise über das Hochgebirge rüsten. Wir kauften Röcke, Mützen und Strümpfe von Pelz, langhaarig und auch innen mit Pelz gefüttert. Die Ärmel unsrer Röcke hingen eine Spanne weit über die Hände, und unsre Mützen hatten Klappen, welche über Mund und Nase gebunden werden konnten, so daß nur gerade die Augen unter dem langhaarigen Rand hervorschauten. Unsre Stiefel waren von gepreßter Wolle, 2 bis 3 Centimeter dick. Über die Röcke wurden Gürtel gebunden. So stiegen wir zu Pferde. Für zehn Tage hatten wir Nahrungsmittel bei uns, und zwar genossen wir starke Speisen, ausgenommen auf der Höhe des Tirek-Dawan, wo die Luft eine Tagereise weit so dünn war, daß uns das Atmen schwer wurde. Am siebenten Tage überschritten wir den Paß und kamen nach Ergetschdam. Die russischen Grenzbeamten nahmen uns als Gäste auf, doch taten sie ihr Möglichstes, uns abzuschrecken. Sie versicherten uns, man werde uns nicht aufnehmen, und rieten uns umzukehren; aber es half ihnen nichts, sie konnten uns nicht zurückschrecken. Nachdem wir bei ihnen genächtigt hatten — die erste Nacht, die wir seit Osch unter einem Dache zubrachten — ritten wir weiter nach Ulukischat, einer chinesischen Festung. Diesmal übernachteten wir in einem kirgisischen Zelt, in welchem sich am Abend die Kirgisen versammelten, so daß wir ihnen aus dem Evangelium vorlesen konnten. Aber obwohl das Kirgisische meiner Muttersprache ähnlicher ist als das Kaschgarische, konnten wir uns doch kaum verständigen.

Ich fragte den Aksakal (d. i. Weißbart = Leiter), was mit unsern Pässen geschehen solle, aber er wußte weder etwas vom Paß noch vom Visieren. Ich versuchte, es ihm zu erklären, aber er sagte: „Ich habe einmal gehört, daß es so etwas in Rußland gibt; aber bei uns kennt

Digitized by Google

man das nicht.“ Am folgenden Tage, nachdem wir drei Stunden geritten waren, sahen wir hinter uns drei chinesische Reiter auf riesigen Pferden. Als sie uns erreicht hatten, stiegen sie ab, begrüßten uns höflich und sagten: „Der Ambal ladet euch ein zurückzukommen.“ Natürlich war es schwer für uns umzukehren, da wir dadurch einen Tag verloren hätten; wir baten also, uns diesmal zu entschuldigen, wir würden den Besuch bei unsrer Rückkehr machen; aber es half nichts. So entschloß ich mich, in Begleitung des einen Soldaten umzukehren, indem ich die Pässe von Hoyer und Mnatzagan mitnahm. Ich bestieg das Pferd des einen Chinesen, damit das meine nicht zu sehr ermüdet würde, und ritt zu dem Beamten zurück. Als ich zu ihm kam, erklärte er mir, es sei ihm eine Unehre, wenn wir vorüberritten, ohne eine Nacht seine Gäste gewesen zu sein. Ich sagte ihm: „Wir waren beim Aksakal und erkundigten uns bei ihm. Aber er sagte uns nichts von dir und wußte auch nichts mit unsern Pässen anzufangen.“ „Ach,“ sagte er, „diese Leute unterscheiden sich wenig vom Kotaz (d. i. Gebirgsochse).“ Auch ihm waren übrigens unsre Pässe nicht sehr wichtig, er wollte uns nur eine Höflichkeit erweisen und seine Gastfreundschaft zeigen. Man brachte mir Tee. Darnach entschuldigte ich mich aber damit, daß ich nicht lange verweilen könne, und ritt zu meinen Gefährten zurück

Am folgenden Tage ritten wir bis Ming-Jol, ebenfalls einer chinesischen Festung, in der wir die chinesischen Beamten besuchten. Sie nahmen uns die Pässe ab und schickten sie nach Sung-Karaghol, wo wir sie zurückerhalten sollten. In dieser Stadt angelangt, wurden wir von einem chinesischen Beamten empfangen, der eine höhere Stellung einnahm. Dieser bat uns, einen Tag seine Gäste zu sein. Sein Interesse für unsre Person und besonders für unsre Kleidung war äußerst rege und belustigte uns sehr. Er maß eigenhändig die Länge unsrer Röcke und fragte genau nach dem Preise unsrer Kleidungsstücke. Er war ein Vogelliebhaber und besaß besonders viele Papageien, die er herbeibringen und uns ihre Kunststücke zeigen ließ. Als ich sah, wie sehr er sich für uns interessierte, schenkte ich ihm zum Andenken ein schönes schwedisches Taschenmesser, welches ich bei mir trug. Er nahm es, dankte und betrachtete es etwa zehn Minuten lang von allen Seiten. Darauf legte er es wieder in meine Hand und sagte: „Ich habe dein Geschenk empfangen und schenke es dir nun wieder zurück.“ Ich antwortete ihm: „Du betrübst uns, wenn du diese Kleinigkeit nicht von uns annehmen willst.“ Aber er erklärte: „Nein, nein, ich habe es angenommen; aber ihr seid unsre Gäste, aus fernem Lande mit vieler Mühe zu uns gekommen. Wir müßten euch Geschenke machen und nicht ihr uns.“ Dabei blieb es trotz unsres Zuredens.

Als wir in Kaschgar angekommen waren, besuchten wir zunächst den russischen Generalkonsul Petrowski. Dieser riet uns dringend, sofort

Digitized by Google

zurückzukehren; die Muhammedaner seien sehr fanatisch und würden niemals zulassen, daß hier eine Mission angefangen werde. Daraufhin hielt Missionar Hoyer es für geraten, jetzt umzukehren und später mit andern schwedischen Missionaren zurückzukehren. Ich dagegen erklärte ihm, daß ich bleiben wolle, da ich mich nicht fürchte und überzeugt sei, daß der Herr mich in diese Arbeit gerufen habe. Nach vier Tagen verließen Hoyer und Mnatzagan mich, nachdem ich ihnen noch eine Meile weit das Geleit gegeben hatte.

Digitized by Google

Straße in Kaschgar.

Dr. Tschraghaddin und Münschi Ahmeddin,
indische Muhammedaner in der Versammlung kaschgarischer Begs.

Digitized by Google

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Jenseits des Pamir.

Kaschgar gehört zu den Ländern der Erde, welche bis vor kurzem für Europäer gänzlich verschlossen waren. Vor ungefähr einem halben Jahrtausend kam der Muhammedanismus nach Kaschgar. Die Araber richteten, nachdem sie Buchara und Samarkand erobert hatten, ihre Angriffe auch bald auf Kaschgar. Ihr Anführer Jussuf Kadrchan Ghazi (der Sieger) erließ eine Proklamation an das Volk der Kaschgaren, in welcher er sagte, es solle keinem ein Leid geschehen, der den Islam annehme; wer sich aber weigere, solle sofort durchs Schwert getötet werden. Die Kaschgaren überlegten, was zu tun sei. Es war klar, daß sie gegen die Übermacht der Feinde nichts ausrichten konnten, und so entschlossen sie sich, die neue Religion anzunehmen.

Von Kaschgar zog der siegreiche Feldherr nach Jarkend und eroberte auch diese Stadt schnell. In Chotän aber stieß er auf ernstlichen Widerstand. Die beiden Könige dieses Landes, Tschokti Reschid und Nükti Dekschid waren sehr tapfer, besiegten das muhammedanische Heer und töteten den größten Teil der Soldaten. Als die Kaschgaren hörten, daß die Araber geschlagen waren, verließen sie schleunigst den Muhammedanismus und kehrten zu ihrer Religion zurück. Die Tradition erzählt, daß die Araber siebenmal gegen Kaschgar gezogen, aber jedesmal zurückgeschlagen worden seien. Schließlich kam ein gelehrter Araber als Missionar nach Kaschgar, lebte dort als friedlicher Kaufmann und versuchte, die Leute im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Der Kronprinz des Landes nahm selbst Unterricht, und es gelang dem Missionar, ihn für den Islam zu gewinnen, zum Kummer seines alten Vaters. Als der Prinz selbst zur Regierung kam, führte er den Muhammedanismus sofort mit Gewalt im Lande ein, aber bis zum heutigen Tage hat diese Religion keinen festen Fuß im Herzen des kaschgarischen Volkes gefaßt. Nur die Mollahs und Gelehrten verstehen das Religionssystem des Islam, das Volk ist größtenteils sehr ungebildet, dabei jedoch sehr gutherzig. Zu den Mollahs haben die Kaschgaren kein Vertrauen; sie behaupten, alle muhammedanischen Priester seien Lügner und haben in den meisten Fällen nicht unrecht.

Digitized by Google

Der erste Europäer, welcher in Kaschgar gewesen ist, war der 1323 verstorbene berühmte Reisende Marco Polo, der in seinem großen Reisewerk auch von Kaschgar erzählt. Viele Jahrhunderte betrat dann kein Europäer das Land. Vor einigen Jahrzehnten aber kam ein englischer Reisender Namens Show dorthin und schrieb eine kleine englisch-kaschgarische Grammatik.

Im Jahre 1857 kam der berühmte deutsche Reisende Schlagintweit auf seiner Reise von Indien nach Chokand, wo er den dortigen Chan Chudajar treffen wollte; aber in Kaschgar wurde er von dem König Weli Chan Töre gefangen genommen. Dieser fragte Schlagintweit, weshalb er nach Kaschgar gekommen sei. Als er hörte, daß er nach Chokand zu Chudajar Chan reise und Briefe an diesen habe, verlangte er dieselben zu sehen. Als Schlagintweit sich jedoch weigerte, die Briefe herauszugeben, gab der König Befehl, ihn vor die Stadt zu führen und zu enthaupten, nachdem er ihm mehrmals vergebens hatte kund tun lassen, daß er durch Vorzeigen der Briefe sein Leben retten würde. Man begrub ihn am Ufer des Flusses, der aber später die Stelle verspült hat. Zu meiner Zeit schickte Frankreich ein Denkmal von Eisen an Petrowski, einen russischen Konsul, der mit vierzig Soldaten nach Kaschgar geschickt worden war, mit dem Auftrag, Schlagintweits Grab damit zu schmücken zum Andenken an den berühmten Reisenden und an sein trauriges Ende.

Der König von Kaschgar, der Schlagintweit hinrichten ließ, war ein sehr grausamer Mann. Besonders war er ein Weiberfeind. Sobald sich eine Frau auf der Straße zeigte, während er des Weges ging, ließ er sie gefangen nehmen und ihr ohne Erbarmen den Kopf abschlagen. Indessen seine Schreckensherrschaft währte nicht lange. Ein eifriger Muhammedaner, Jakub-Beg, kam von Taschkend und wiegelte die Bewohner von Kaschgar gegen ihren König auf, indem er ihnen bewies, daß dieser ein Knecht der Chinesen sei. In kurzer Zeit hatte Jakub-Beg viele Anhänger. Eines Tages erstürmte er mit einem Haufen derselben die königliche Wohnung und nahm Weli Chan Töre gefangen. Da dieser als Sejid und Nachkomme Muhammeds nicht durch das Schwert fallen durfte, ließ er ihn unter eine Mauer stellen und diese über ihn stürzen. Dann wurden sämtliche Chinesen in Kaschgar hingerichtet.

Nachdem Jakub-Beg Kaschgar erobert hatte, zog er mit seinem Anhang vor die Stadt Jengischäher, welche chinesisches Militär und viele chinesische Einwohner hatte. Er schloß die Stadt ein und wollte sie aushungern. Alle Versuche der Einwohner, die Kette der Feinde zu durchbrechen, mißlangen, und der erhoffte Entsatz aus Peking ließ auf sich warten. Als die chinesischen Offiziere sahen, daß ihre Lebensmittel zu Ende gingen, versammelten sie die gesamten Verteidiger der Stadt in

Digitized by Google

einigen großen Gebäuden, zündeten dieselben an und verbrannten sich mit ihnen. Jakub-Beg aber wurde bald ein ebenso schlimmer Tyrann, wie sein Vorgänger gewesen war. Er hatte nicht weniger als vierzig Frauen, und sein Hofstaat verschlang Unsummen. Außerhalb Kaschgars baute er sich einen Palast in schönen Gärten. Um aber die Mittel zu all diesen Ausgaben zu gewinnen, belastete er die Bevölkerung mit unerträglichen Steuern. Als die Leute nun sahen, wie Jakub-Beg das Land immer mehr ins Unglück stürzte, wandte sich ihre Sympathie wieder den Chinesen zu.

Wenn die Bauern ihre Felder besäten, so baten sie, Gott wolle Weizen und andere Feldfrüchte wachsen lassen. Jetzt beteten sie, Gott wolle statt des Weizens Chinesen wachsen lassen. Schließlich schickten sie heimlich eine Botschaft nach Peking, die Chinesen möchten sich erbarmen und sie von der Tyrannei Jakub-Begs befreien. Da sandten die Chinesen ein großes Heer, das Kaschgar einnahm. Jakub-Beg vergiftete sich selbst; seine Herrschaft hatte von 1864–1877 gedauert. Einige Muhammedaner begruben ihn, als aber die Chinesen das Land Kaschgar erobert hatten, nahmen sie seine Gebeine und verbrannten sie. Seine Söhne flüchteten nach Rußland. —

Kaschgar liegt im Terimbecken und wird auf drei Seiten durch die Hochgebirge des Kuenlün, Pamir und Tien-schan so begrenzt, daß man nur über beschwerliche Pässe zum Indus, Amu und Syr gelangen kann. Zahlreiche kleinere Flüsse strömen von den Hochgebirgen der Umgebung herab, verschwinden aber im Wüstensande, nachdem sie am Rande der Abhänge einige Oasen gespeist haben. Zu ansehnlicherer Breite bringt es nur der Terim, der einzige größere Strom im Innern Hochasiens, welcher aus Chotän, Jarkend, beide vom Karakorum-Gebirge, und Kaschgar, vom Pamirgebirge kommend, zusammenfließt und im Lobnor endigt; vom Tienschan erhält er gleichfalls Zuflüsse, die mehrere Oasen speisen, und verliert sich dann in Süßwasserbecken, die von Salzwüsten umgeben sind. Östlich von Kaschgar liegt die Wüste Takla Mekan, über welche man merkwürdige Dinge erzählt. Man sagt, ganze Städte lägen im Sande begraben, und in der Tat graben dort oft Leute mit Erfolg nach Silber, Gold und Antiquitäten. Der Umfang der Wüste ist so groß, daß man zu einer Reise quer durch dieselbe fünfzehn Tage braucht, während man sie der Länge nach in etwa dreißig Tagen durchreist. Jetzt gibt es dort kein Wasser, man sieht aber Flußläufe alter, ausgetrockneter Ströme und viele Brückenruinen. Die Kaschgaren reisen nicht durch diese Wüste, da sie erzählen, daß sie eine Behausung böser Geister sei.

In Kaschgar regnet es sehr selten, da die hohen Berge die Wolken zurückhalten. Der Schnee aber, welcher die höchsten Regionen bedeckt, schmilzt zum Teil im Frühling und sendet viel Wasser ins Land. Ein

Digitized by Google

ausgebildetes Kanalsystem leitet dieses Wasser durch die Felder, Weingärten und Obstpflanzungen und erzeugt viel Fruchtbarkeit. Die Flüsse führen von den Gebirgen herab viel Sand mit sich, so daß die Kanäle im Hochsommer, wenn das Wasser ausgetrocknet ist, ganz mit Staub und Sand gefüllt sind. Man reinigt sie, damit das Wasser wieder freien Lauf hat, indem man auf beiden Seiten Erdwälle aufwirft. Bei den heftigen, häufig wiederkehrenden Winden aber werden diese Erdhaufen aufgewühlt, mehr Sand fliegt von den Bergen herab, wird über Wege und Felder gefegt, und Staubwolken verhüllen die Sonne oft tagelang. Wenn der Wind sich legt, folgt ein Staubregen, der manchmal zehn Tage andauert; die Leute dort nennen das „Kum jaghar", d. h. es regnet Sand. Auf diese Art werden allmählich ganze Dörfer verschüttet.

Nachher wird die Luft wieder rein, Sonnenschein und herrliches Wetter folgt, und die Menschen, welche während des Kum jaghar so nervös wurden, daß selbst die besten Freunde mit einander zankten, atmen auf und werden wieder friedfertig. Doch können sich Sturm und Sandregen schon nach einem Monat wiederholen.

Der Boden im Lande Kaschgar ist sehr fruchtbar, besonders an den Flußläufen. Es wachsen dort Baumwolle, Reis, Weizen, Gerste, Mais, Wein und andre Früchte. Auch werden Seidenraupen gezogen.

Die Sprache der Kaschgaren ist die eigentliche Mutter der türkischen Dialekte. Der Grund dafür, daß sich das Türkische dort in so merkwürdiger Reinheit erhalten hat, liegt darin, daß das Land, von den hohen Gebirgen ganz eingeschlossen, keine Berührung mit fremden Völkern hatte. Eine Schriftsprache existierte früher nicht. Was die Kaschgaren von ihren Voreltern gehört, vererbte sich auf Kind und Kindeskind. Ein echter Kaschgar gibt sich niemals Mühe, irgend eine Neuerung einzuführen, sondern er sagt: „Wir wollen es in allen Dingen halten wie unsere Väter."

Die Leute kleiden sich sehr einfach und gehen in der warmen Jahreszeit barfuß, da es fast keine Steine gibt. Ein langes, weißes, durch einen Gürtel zusammengehaltenes, Hemd, Hosen darunter, ein Mützchen auf dem Kopfe — das ist die Sommerkleidung.

Im Winter bildet meist eine Pelzmütze die Kopfbedeckung; Mäntel, die mit Baumwolle gefüttert sind, schützen gegen die Kälte, und anstatt der Strümpfe trägt man lange wollene Binden, welche um die Beine gewickelt werden. Darüber zieht man Stiefel oder Überschuhe, welche aber richtiger als Lederstrümpfe zu bezeichnen sind.

Morgens früh wird Tee getrunken, der jedoch anders bereitet wird als in Europa. Man kocht Sahne, Salz und Tee zusammen und ißt Brot dazu. Zu Mittag gibt es bei den reichen Leuten Pilaw, d. i. gekochter Reis mit Hammelfleisch. Diese Speise wird folgendermaßen zubereitet: Man schmilzt Fett von den breiten Fettschwänzen der

Digitized by Google

persischen Schafe in einer eisernen Kasserolle und brät es eine Weile so scharf wie möglich. Dann schüttet man Salz und danach fein geschnittene Mohrrüben und gekochte Zwiebeln, sowie das in Stücke geschnittene Schaffleisch dazu und brät alles zusammen, bis Mohrrüben und Zwiebeln fast verschwunden sind. Darnach wird Wasser dazu gegossen, soviel für das Kochen des Reis nötig ist. Nachdem das Fleisch noch kurze Zeit gekocht worden ist, wird der gewaschene Reis dazugeschüttet und im offenen Gefäß gar gekocht. Wenn das Wasser ziemlich aufgesogen ist, legt man, um das Gericht noch mehr zu würzen, Quitten und etwas Safran auf den Reis und dämpft diesen dann noch etwa eine halbe Stunde verdeckt auf ganz schwachem Feuer. Dann wird die Schüssel aufgetragen. Der Tisch besteht aus einem reinen, dünnen Tuch, welches auf die Erde gebreitet wird. Nachdem alle Hausbewohner sich aufs sorgsamste gewaschen haben, setzen sie sich neben dieses Tuch und greifen mit der rechten Hand in die Schüssel, was meist geschickt und sauber ausgeführt wird. Die linke Hand braucht der Orientale nie beim Essen.

Die Lieblingsspeise der armen Leute ist das auch recht wohlschmeckende Sujukasch. Feingeschnittenes Fleisch, gehackte Mohrrüben, Erbsen, Linsen und Küchenkräuter werden zu einer Suppe angesetzt. Dann macht man einen Teig aus Mehl, schneidet ihn in lange Stücke und schüttet diese Nudeln in die Suppe.

Abends wird wie morgens Tee getrunken und Brot dazu gegessen, das nach asiatischer Art fladenförmig gebacken wird.

Vor Beginn des Mahles spricht der älteste Mann ein Tischgebet. Die Frauen essen fast immer allein.

Die Kaschgaren sind schöne Leute und erinnern an die Bewohner des Kaukasus. Ihre Figur ist schlank und mittelgroß. Die Männer tragen Bärte, rasieren aber ihre Köpfe fast kahl; sie haben auch im Hause stets eine Mütze auf.

Die Häuser sind niedrig, meist einstöckig, die Wände von ungebrannten Ziegeln. Um das Dach herzustellen, legt man große Balken über die Mauern und breitet Rohrmatten darüber, die mit Heu und Erde bedeckt werden. Fenster gibt es nicht; dagegen befindet sich mitten in dem flachen Dach eine große Öffnung, durch welche die liebe Sonne hereinscheint. Fällt einmal Regen, dann ist es schlimm; doch regnet es ja glücklicherweise in Kaschgar nur selten, während meines fünfjährigen Aufenthalts dort nur zweimal. Freilich habe ich es erlebt, daß während eines einzigen Regenschauers über zweitausend Häuser zusammenstürzten. Die Erde ist nämlich sehr salzhaltig, und infolgedessen lösen sich die Mauern bei Regen ungemein schnell auf.

Öfen gibt es nicht, nur Kamine primitivster Art mit offenem Feuer. Die Straßen sind in Kaschgar, wie in allen orientalischen Städten, schmal und winklig, da die Häuser ganz unregelmäßig gebaut werden.

Digitized by Google

Überall laufen wilde Hunde umher, die die Straßenreinigungsbehörde bilden. Jeder Abfall vom Essen wird nämlich auf die Straße geworfen und schleunigst von ihnen verschlungen.

Die Bazare sind mit Rohr und Matten überdeckt, einmal in der Woche ist in jeder Stadt Markttag.

Die Stadt Kaschgar ist mit Mauern umgeben, hinter denen sich ein tiefer Wallgraben befindet. Die Stadtmauern sind unten sieben bis acht Meter dick, werden aber nach oben schmaler und erreichen eine Höhe von zwanzig Metern, so daß man von außerhalb der Stadt kein einziges Haus sehen kann. Sie sind aus Lehm gebaut und oben mit Zinnen versehen, auf denen die chinesischen Wachtposten patrouillieren. Kaschgar hat drei große Tore, an deren jedem sich ein Zollwachthaus befindet. Zoll wird jedoch nur von inländischen Sachen, Holz, Früchten u. dgl. erhoben, während ausländische Fabrikate frei passieren. Zwei dieser Tore werden abends um sieben Uhr geschlossen, während eines bis zehn Uhr offen bleibt; morgens um sechs werden alle drei Tore wieder geöffnet.

Die Jagd ist bei den Kaschgaren nicht beliebt; sie tragen auch nicht gern Waffen, was sonst bei allen Völkern des Orients üblich ist. Sie sind ruhige, friedliebende Leute; geraten sie einmal in Streit, so brauchen sie ihre Hände als Waffen. Sie haben viele Jahrhunderte abgeschlossen von aller Welt gelebt und halten sich selbst für die besten Menschen unter der Sonne.

Sie sind ein mitteilsames, plaudersüchtiges Völkchen. Obgleich es keine Zeitungen gibt, weiß doch am Abend schon jeder, was am Morgen in der Stadt passiert ist. Kommt einmal ein Fremder in die Stadt, so wird lang und breit erörtert, wo er wohnt, wie er aussieht, was für Kleidung er trägt, woher er kommt und ob er gut oder schlecht ist.

Morgens und abends gehen alle Leute zum Gebet in die Moschee und setzen sich dann nach dem Gottesdienst auf den freien Platz vor derselben, um miteinander zu plaudern. Dies Vergnügen ist entschieden beliebter als die Arbeit; aber man braucht auch nicht so viel zu arbeiten wie in Europa, weil alles so außerordentlich billig ist.

Im Sommer sitzen die Leute gern in den schönen Gärten, wo gegessen, getrunken oder vorgelesen und zur Musik gesungen wird. Hierzu wählt man mit Vorliebe die Gedichte des Emir Schir Ali Newaji. Die Instrumente sind ganz verschieden von denen andrer orientalischer Länder. Das „Kalon" z. B. erinnert äußerlich an die europäische Zither, klingt aber wie ein Klavier. Das „Setar" ist einer Streichzither mit zehn Saiten ähnlich; aber nur auf einer derselben wird mit dem Bogen gespielt, die andern klingen mit. Auch eine Art Tamburin besitzen die Kaschgaren. Statt der Trommel haben sie ein eigenartiges Instrument, an einem großen Stock befestigte eiserne Ketten; der Stock

Digitized by Google

wird hin- und herbewegt, so daß die Ketten aneinander klatschen, als ob man in die Hände schlägt oder eine eintönige Trommel rührt.

Der Weinbau ist in Kaschgar nicht bedeutend. Man bereitet nur eine einzige Sorte Wein, die mit Wasser getrunken wird und den Kranken und Schwachen als Stärkung und Arznei dient. Zum Vergnügen Wein zu trinken ist in dem muhammedanischen Lande nicht üblich.

Opium dagegen wird als Genuß- und Betäubungsmittel gebraucht, wenn auch nicht so viel wie in China und Indien. Ein anderes eigentümliches Berauschungsmittel wird aus einer Pflanze Namens Nesche gewonnen. Auf den Blättern dieser Pflanze liegen feine, staubartige Gebilde, welche mitwachsen. Diese werden gesammelt, zwischen Tabak gemischt und mit diesem geraucht. Wenn dieser Blätterstaub erhitzt wird, schmilzt er; erkaltet ist er hart wie Stein, um in der Hitze sofort wieder zu erweichen. Von Nesche werden die Leute leichter betäubt als von den schwersten Weinen. Ein ziemlich großer Export von dem Mehlstaub dieser Pflanze findet nach Indien statt, wo die buddhistischen Priester und Lamas ihn mit Vorliebe rauchen.

Die Hauptheiligen der Kaschgaren sind die ersten Prediger des Islam in diesem Lande, die als Märtyrer starben. Ihre Gräber liegen in schönen Gärten und sind mit Denkmälern geziert. Ihre Todestage werden ganz besonders gefeiert. Dann pilgern zahllose Scharen zu ihren Begräbnisstätten und begehen den Tag mit Essen und Trinken, Sang und Spiel.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Anfänge der Mission in Kaschgar.

Als ich nach Kaschgar kam, beauftragte der russische Konsul seinen Schreiber Mirsa Fazel Beg aus Derwaz, mir mit Rat und Tat beizustehen. Dieser erzählte mir allerlei Schreckliches aus der Stadt und riet mir, außerhalb derselben zu wohnen. „Sehen Sie", sagte er, „hier ist ein katholischer Missionar, Pater Hendrichs, der vor sechs Jahren mit einem Polen, Adam Ignatowitsch gekommen ist. Sie wagen nicht, im Innern der Stadt zu wohnen, weil es sehr gefährlich ist." Ich erwiderte ihm, daß ich mich nicht fürchte und in der Stadt wohnen müsse, um das Volk gut kennen zu lernen. Sollte man mich aber wirklich austreiben, so sei ja immer noch Zeit, aus der Stadt hinauszuziehen. „Sie verstehen mich nicht", sagte er, „die Kaschgaren sind nicht gewöhnt, jemand in europäischer Kleidung unter sich zu sehen." „Wenn das das Hindernis ist", antwortete ich, „so kann ich mich ja anders kleiden." „Dann wird es vielleicht gehen", meinte er, „ich werde Ihnen kaschgarische Kleidung besorgen." Er tat es und brachte mich dann in die Stadt. In dem Karawanserai Uratebe mietete er mir ein Zimmer, und als ich nach einem Diener fragte, brachte er mir seinen Vetter namens Omar Achund.

Der Karawanserai, in dem ich wohnte, hatte etwa fünfzig Zimmer, welche hauptsächlich durch Leute aus Indien besetzt waren. Die Zimmer lagen kreisförmig, mit der Tür nach der inneren Seite. Das Licht kam durch eine Öffnung in der Mitte der Zimmerdecke, welche aus Erde bestand. Vor den Türen, ebenfalls ringförmig laufend, befand sich ein Gang von drei bis vier Meter Breite, in dem die Pferde angebunden waren. Die eigentliche Mitte des Ganzen war tiefer; dort standen die Kamele.

Die Kaschgaren besuchten mich bald und waren sehr neugierig zu erfahren, was mich hergeführt hatte. Anfangs wurde es mir sehr schwer, ihre Sprache zu verstehen, aber ich lernte sie bald, da das Kaschgarische meiner Muttersprache, dem Osmanli-Türkischen, nahe verwandt ist.

Zwei große Kisten mit Bibeln in chinesischer, arabischer und persischer Sprache hatte ich aus Samarkand mitgebracht und stellte sie bei mir

Digitized by Google

auf. Ich erzählte den Kaschgaren, diese Bücher seien Übersetzungen des Alten und Neuen Testamentes, jener heiligen Bücher, von denen der Koran berichtet, daß sie von Gott seien. Ich hätte die Absicht, einige Zeit hier zu wohnen und zu erfüllen, was Gott mir aufgeben würde. Einer der wenigen in Kaschgar ansässigen Europäer aber erzählte den Leuten, ich sei gekommen, um sie ihrer väterlichen Religion abtrünnig zu machen, und ich habe mich kaschgarisch gekleidet, damit man mich nicht kenne. Nun betrachteten mich die Kaschgaren als Feind ihrer Religion und glaubten dem Mirsa Fazel Beg, der die abenteuerlichsten Gerüchte über mich verbreitete. Einen gläubigen Christen hatten sie noch nicht gesehen, denn die wenigen Europäer, die sie kennen gelernt, hatten ihnen durch ihren Wandel keinen günstigen Eindruck gemacht. Mein junger Diener war anfangs sehr ängstlich, denn Mirsa Fazel Beg hatte ihn gewarnt und gesagt, ich sei ein Heide, der Bäume und Flüsse anbete. Er wollte nicht mit mir essen, und als ich mit ihm zu reden versuchte, bemerkte ich sein Mißtrauen und sprach nicht weiter mit ihm.

Als Pater Hendrichs, der katholische Missionar, sah, daß es mir in meinem Karawanserai ganz gut erging, mietete er ein Zimmer mir gegenüber. Aber sein Gehülfe Adam blieb draußen in der alten Wohnung nahe dem russischen Konsulat.

Nachdem mein Diener sechs Monate lang in meinem Hause gewesen war und täglich die Gespräche angehört hatte, die ich mit den Mollahs über den Muhammedanismus und die christliche Religion führte, sagte er eines Tages: „Jetzt sehe ich ein, daß alles, was ich über Sie gehört habe, nicht wahr ist. Ich habe ein halbes Jahr gesehen, wie Sie leben, und gehört, was Sie über Gottes Reinheit und Heiligkeit sagen. Ich liebe Ihre Religion von ganzem Herzen. Bitte lesen Sie mir aus Ihrem Buche vor, damit ich verstehen lerne, was darin geschrieben ist."

Ich schrieb ihm das türkische Alphabet auf und sagte ihm, daß er lesen lernen solle. Er hatte aber nicht viel Zutrauen zu sich, da er als Kind schwer begreifen konnte. Zuerst hatte man ihn aus der muhammedanischen Schule fortgeschickt, und ein späterer Versuch in der chinesischen Schule war auch mißglückt. Er bat mich, ihm vorzulesen und zu übersetzen, denn eine Bibel in kaschgarischer Sprache gab es noch nicht; so las ich ihm täglich einige Kapitel des Neuen Testaments vor und war sehr erstaunt darüber, daß er mir am nächsten Tage den Inhalt des Gelesenen stets getreu wiedergeben konnte und schließlich doch lesen lernte.

Zu dieser Zeit kam ein Agent der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, Mr. Morrison, der jetzt Direktor dieser Bibelgesellschaft für Deutschland ist, nach Kaschgar. Er gab mir den Auftrag, für seine Gesellschaft das Neue Testament in die kaschgarische Sprache zu übersetzen und zwar zunächst zur Probe die Bergpredigt.

Er hatte einen Bibelkolporteur bei sich, Jakob Aruschanian, einen lieben

Digitized by Google

gläubigen Mann aus dem Kaukasus, mit dem ich christliche Gemeinschaft pflegen konnte. Wir lasen die Bibel in armenischer Sprache und beteten miteinander. Als Jakob wieder abgereist war, bat mein Diener mich, doch auch mit ihm zu beten, wie ich mit jenem getan.

Ich hatte mir noch ein zweites Zimmer gemietet neben dem bisherigen; jeden Morgen früh vor Sonnenaufgang kam der Diener, machte meine Stube rein und stellte die kaschgarische kupferne Teekanne an das Feuer. Dann frühstückten wir zusammen. Das Zimmer hatte einen Kamin; ich saß auf der einen Seite des Feuers und er auf der andern, nach seiner merkwürdigen Gewohnheit immer knieend. Dann beteten wir mit einander. Ich hatte ihm das Vaterunser ins Kaschgarische übersetzt, und er wiederholte es jeden Morgen. Nun machten wir unsre Stubentür auf, wie dort ein jeder tut, und ich las ihm aus der Bibel vor. Mit dem ersten Buche Mose fing ich an, und im Laufe eines Jahres hatten wir die ganze Bibel gelesen. Es war mein Grundsatz dabei, nicht zu predigen, sondern nur mit einfachen Worten verständlich zu machen, was geschrieben steht. Am Ende des Kapitels ließ ich ihn mit seinen eigenen Worten erzählen, was wir gelesen hatten; wenn er es verstanden hatte, ging ich weiter, wenn nicht, so wiederholte ich, bis es ihm klar wurde. Am andern Morgen fragte ich nochmals, und am Sonntag wurde alles wiederholt, was wir in der Woche gelesen hatten. Während wir zusammen lasen, kamen auch andre Leute zu uns herein, und ich setzte meine Lektüre vor ihnen fort. Besonders am Sonntag hatte ich viele Gäste, da sie mich den ganzen Tag zu Hause wußten und ich ihnen stets etwas aus der Bibel vorlas. Gott gab mir viele Freunde unter den Kaschgaren. Der eine war ein früherer Minister des Jakub-Beg, ein alter gelehrter Mann, der nun als Goldschmied arbeitete. Ein andrer war ein junger Kaufmann. Auch kamen einige kaschgarische Begs, und ein Mandschu, der Dragoman des chinesischen Gouverneurs, besuchte mich täglich. Im Orient haben die Leute viel Zeit, da das Leben billig und die Bedürfnisse der Menschen gering sind. So saßen sie vormittags oder nachmittags und manchmal auch den ganzen Tag bei mir. Wenn sie mittags fortgehen wollten, so bat ich sie zu bleiben und teilte mein Essen mit ihnen. Reichte es nicht aus, so kauften wir von dem guten und billigen Brot und tranken Tee dazu, welcher ebenfalls billig und gut ist und ohne Zucker genossen wird. Mit fünfzig Pfennigen, höchstens einer Mark, konnte ich eine große Gesellschaft sättigen, und wir brauchten unsre Besprechung nicht zu unterbrechen.

Inzwischen hatte ich mit der Übersetzung des Neuen Testamentes in die kaschgarische Sprache begonnen. Schon bevor mir dieselbe von Mr. Morrison übertragen worden war, hatte ich selbst sie beabsichtigt und hatte infolgedessen Unterhaltung mit den verschiedensten Menschen

Digitized by Google

gesucht, um über alle Gebiete des Lebens mit ihnen zu sprechen und die einschlägigen Ausdrücke ihrer Sprache zu lernen. Dabei fand ich bald heraus, daß das Kaschgarische zwei Dialekte besitzt; der eine wird von den eingeborenen Kaschgaren gesprochen, der andre von Muhammedanern, die aus Andidschan (West-Turkestan) eingewandert sind. Die Mundart der letzteren wird freilich verachtet, da sie einen harten Klang hat und arm an Höflichkeitsformeln ist. Z. B. reden die Kaschgaren niemand mit „Du" an, sondern brauchen stets die dritte Person der Mehrzahl; bei den Andidschanern dagegen ist die zweite Person der Einzahl die gebräuchliche Anrede, die höflichste Form, die man von ihnen hört, ist die zweite Person der Mehrzahl, die von den Kaschgaren nur in Bezug auf eine Versammlung angewandt wird. Auf die Beobachtung dieser Gebräuche legt man im ganzen Lande viel mehr Wert als z. B. in Europa. Die Kaschgaren haben ein weit ausgeprägteres Nationalbewußtsein als die übrigen türkischen Völker, bei denen die Religion des Islam das einzige Band ist. Dem Andidschan (Ösbek)-Türkischen fehlt im Gegensatz zum Kaschgarischen die Vokalharmonie, was die Hauptursache für die Härte der Sprache ist. Im Kaschgarischen heißt es beispielsweise „kitgen" (gegangen) und „algan" (genommen), während die Andidschaner „kitgan" und „algen" sagen. Die älteren Bücher beider Dialekte sind jedoch in eigentlichem Kaschgarisch geschrieben, ein Beweis dafür, daß das Andidschanische seine ursprüngliche Reinheit verloren hat.

Die Kaschgaren teilen sich wiederum in zwei Stämme, die „Aktaghlik" (Weißberger) und die „Karataghlik" (Schwarzberger), von denen die ersteren die bessere Mundart sprechen, wenn auch die Unterschiede zwischen beiden unbedeutend sind. Man riet mir, betreffs der Übersetzung nur mit den Aktaghlik zu sprechen. Diesem Stamme gehörte auch mein Omar Achund an, während mein späterer Diener Haschim Karataghlik war.

Neben der praktischen Beschäftigung mit der Sprache las ich auch eine Reihe von Büchern, d. h. Handschriften, die ich hin und her in den Häusern gekauft hatte, da man sie in der einzigen Buchhandlung in Kaschgar nicht findet.

Trotz dieser Vorbereitungen erschien es mir nötig, die Arbeit mit Hilfe von Kaschgaren zu machen. Ich fand in Mirza Abd-ul-Kerim Achund, dem besten Schüler des berühmten kaschgarischen Gelehrten Maksum Achund, der selbst Lehrer der türkischen Sprache war, einen tüchtigen Schreiber, mit dem ich nun jeden Vormittag zusammen arbeitete. Nachmittags ging ich zu dem Übersetzer des Dotais, Fuschang Daloj, mit dem ich so befreundet war, daß ich ihn täglich besuchte, vorausgesetzt, daß er nicht zu mir kam. In seinem Amtszimmer, das sich im Rathaus befand, waren gewöhnlich auch die kaschgarischen Begs beschäftigt. Dort fand ich stets einen freundlichen Empfang und ange-

Digitized by Google

regte Unterhaltung. Ich las meine Übersetzung vor und bat die Anwesenden, die eventuell vorkommenden Sprachfehler zu verbessern. Am Abend las ich Omar Achund das Geschriebene noch einmal vor, um zu prüfen, ob auch er, der selbst nicht lesen konnte, alles verstand. Die dritte Kritik übte der alte Mollah Nias Achund, der frühere Minister Jakub Begs. Wenn jemand eine Änderung nötig fand, so beriet ich den Vorschlag mit Mirsa Abd-ul-Kerim. Manche Fachausdrücke, von denen meine Bekannten nicht Kenntnis haben konnten, erfuhr ich von Handwerkern, Bauern u. a.

Eine wesentliche Hilfe waren mir einige sehr wertvolle Übersetzungen aus dem Persischen ins Kaschgarische, z. B. „Anvar-i-Sühejli" und „Tschartak."

Durch die Übersetzungsarbeiten trat ich, wie schon gesagt, in ein sehr freundschaftliches Verhältnis zu Fuschang Daloj. Zu meinem Bedauern bemerkte ich bald, daß er zeitweise den alkoholischen Getränken sehr zusprach, eine Gewohnheit, die er in seiner Heimat, der Mandschurei, nicht gehabt, vielmehr von den Europäern angenommen hatte. So oft er bei dem russischen Konsul oder Mr. Macartney einen Auftrag des Dotai auszurichten hatte, setzten diese ihm berauschende Getränke vor, um ihm eine Ehre zu erweisen. Er mußte trinken. So wuchs seine Neigung für den Genuß des Alkohols. Einmal sprach ich mit ihm darüber, daß solche Gewohnheit für die Gesundheit, insbesondere den Verstand, nachteilige Folgen habe. Da entgegnete er: „Ich sehe, daß die Europäer, die viel geistige Getränke zu sich nehmen, viel Verstand haben; darum folge ich ihrem Beispiel." Es war sehr schwer, ihn zu überzeugen, daß diese Ansicht eine irrige sei.

Als ich am Neujahrstage Mr. Macartney besuchte, traf ich dort Fuschang Daloj. Die Honneurs machte Münschi Ahmeddin, der indische Sekretär des Ausländers. Man wußte, daß ich keinen Alkohol genieße, und bot mir infolgedessen keinen an; dem Mandschu dagegen reichte man ein Teeglas voll Kognak. Ich sah aus der Marke der Flasche, daß es ein starkes Getränk war, und warnte Fuschang: „Nehmen Sie sich in acht; das ist kein gewöhnlicher Wein." Aber er antwortete: „Ich kenne ihn." Als ich ihn jedoch am nächsten Tage besuchte, war er krank und hatte rote, geschwollene Augen. Er klagte mir: „Sie haben recht gehabt, der Wein hat mir geschadet. Wenn ich gesund werde, will ich Ihrem Rat folgen und nicht mehr trinken."

Nach vierzehn Tagen war er wieder hergestellt, und ich besuchte ihn, wie gewöhnlich, jeden Tag. Um es nicht gar zu auffallend zu machen, daß ich nur wegen der Übersetzung so häufig kam, behielt ich meine Schrift in der Tasche, bis sich eine Gelegenheit fand, sie vorzulesen. Manchmal wartete ich vergebens darauf. Fuschang selbst hatte gute Bücher, aus denen er uns zuweilen vortrug und auf meine Bitte

Digitized by Google

übersetzte. Eines Tages las er aus einer Sammlung von Sittenlehren vor, deren Verfasser der chinesische Kaiser Schung-tschi war. Es war nur ein kleines Werk, das jedoch sehr gute Vorschriften enthielt; sie stimmten zum Teil mit der Lehre des Evangeliums überein.

Einige Stellen aus diesem Buche sollen hier Erwähnung finden: „Wer Gutes tut und Gutes sammelt, der wird übergenug Segen und Freude in seinem Hause haben. Wer Böses tut und Böses sammelt, wird übergenug Sorgen und Mühsal in seinem Hause haben. Der Himmel hat nichts voraus bestimmt. Wer Gutes tut, dem wird hundertfach Gutes vergolten; wer Böses tut, der wird hundertfach gestraft. — Ein sittenreines oder ein schlechtes Leben sind mit dem Menschen verbunden wie seine Stimme und sein Schatten. — Wenn man im Gutestun nicht den höchsten Grad erreicht, so kann man keinen guten Ruf haben. Bevor das Maß des Bösen erfüllt ist, kann man nicht verloren gehen. Die Toren sagen: „Das Gute nützt nicht," und tun es nicht, und: „Ein wenig Böses schadet nicht," und tun es. Deshalb vermehrt sich das Böse, und wenn es sich vermehrt hat, kann man nicht mehr helfen. Ihr sollt nicht sagen: „Was kommt bei ein wenig Gutem heraus?" und es gering achten. Wenn man das wenige Gute nicht tut, so kann man nicht den vollkommenen Grad erreichen. Ihr sollt auch nicht sagen: „Ein wenig Böses ist keine Sünde." Das wenige Böse sammelt sich und bringt euch ins Verderben. — Unter den guten Taten gibt es keine großen, unter den bösen Taten gibt es keine kleinen. — Wenn ihr Gutes seht, so sollt ihr dem Durstigen gleichen; wenn ihr Böses hört, so sollt ihr dem Tauben gleichen. Wenn ihr Gutes seht, so denkt, daß es aus euch hervorgeht; wenn ihr Böses seht, so denkt, daß es wie eine Krankheit in euren Körper gekommen ist.

Wenn man ordentlich lebt, d. h. nicht über seinen Stand hinaus will, im dunklen Hause niemand betrügt, Wohltaten übt, sich über alle erbarmt, aufrichtig wandelt, sich mit Treue, Barmherzigkeit und Ehrenhaftigkeit schmückt, sich um die Erziehung anderer bekümmert, Hilflose unterstützt, an Witwen Barmherzigkeit übt, die Alten ehrt, sich freundlich nach dem Zustand der Jungen erkundigt, weder Tieren noch Pflanzen Schaden zufügt, sich über die guten Taten andrer freut, Bedürftigen hilft, schwer Leidende errettet, sich über das Glück andrer wie über eignes freut, sich über das Unglück andrer wie über eignes betrübt, nicht über die Fehler andrer redet, seine Kenntnisse nicht rühmt, nicht über sein Unglück klagt, in einer höheren Stellung nicht stolz wird, für eine Wohltat nicht Vergeltung erwartet, ein gemachtes Geschenk nicht bedauert: so kann man ein guter Mensch genannt werden." — —

Ich fragte Fuschang, warum er diese wertvollen Worte nicht ins Kaschgarische übersetze, wie ich die Bibel. Meine Absicht bei dieser Frage war, seine Gedanken mit edlen Dingen zu beschäftigen und ihn

Digitized by Google

vom Genuß des Alkohols zu lösen. Er meinte, allein könne er es nicht; aber wenn ich helfen wolle, sei er gern bereit dazu. Schreiber hatte er zwar, doch konnte er nicht türkisch lesen. Ich versprach, ihm zu helfen. So wurde das Buch übersetzt, und er vergaß den Alkohol. Als die Arbeit beendet war, suchten wir eine Druckerei. Gerade zu dieser Zeit war ein Kaschgare, Nur Hadschim, der in Indien den Steindruck gelernt hatte, in seine Heimat zurückgekehrt, um dort die neue Kunst einzuführen. So wurde die mandschurisch-chinesische Sittenlehre nach der Handschrift Mirsa Abd-ul-Kerim Achunds als erstes Buch*) in Kaschgar gedruckt. Da es an Druckerschwärze fehlte, ließ die Regierung den Befehl ergehen, daß in jedem Hause über der Öllampe Ruß aufgefangen und Nur Hadschim abgeliefert werden solle.

Durch diese Übersetzung wurde auch ich mit Nur Hadschim bekannt, und mein Schreiber Mirsa Abd-ul-Kerim trat in Beziehung zu Fuschang Daloj, so daß eine Vereinigung zwischen muhammedanischer und chinesischer literarischer Arbeit stattfand.

*) Ich möchte hier erwähnen, daß zur Zeit meines Aufenthalts in Kaschgar, dort auch das erste Telegramm, in Peking aufgegeben, eintraf.

Digitized by Google

Dreizehntes Kapitel.

Hinderniſſe.

Die größte Schwierigkeit für die Verbreitung des Evangeliums in Kaſchgar beſtand darin, daß die wenigen europäiſchen Chriſten, welche dort lebten, von einem lebendigen Glauben nichts wußten und keineswegs ein Leben der Heiligung führten.

So hielten ſich damals vier Europäer, alle aus verſchiedenen Nationen, in Kaſchgar auf: der ruſſiſche Konſul, General Petrowski, ein Engländer, Mr. Macartney, der Sohn einer chineſiſchen Mutter, endlich ein Holländer, Pater Hendrichs, und ſein Begleiter Adam Ignatowitſch, ein polniſcher Edelmann. Die beiden letztgenannten waren Katholiken, die andern ruſſiſch-orthodox und proteſtantiſch, wenn auch nur dem Namen nach. Der Pole war von den Ruſſen nach Sibirien geſchickt worden, weil er gegen ſie revoltiert hatte, und Pater Hendrichs, der ſchon zwanzig Jahre in der Mongolei gelebt hatte, hatte ihn in Omsk gefunden, als er nach Kaſchgar reiſte. Er hatte ihm verſprochen: „Was ich vom Papſt als Gehalt bekomme, ſoll auch dir gehören; aber du mußt wie ich bereit ſein zur Treue bis zum Tode.“ So kamen ſie als Miſſionare nach Kaſchgar. Adam war eine ſtattliche Erſcheinung, etwa ſechzig Jahre alt, mit weißem Bart und kräftiger Haltung, Pater Hendrichs, der in denſelben Alter ſtand, mittelgroß, mit braunem Vollbart und kahlem Kopf, ſehr mager und von aufgeregtem Weſen. Adams Kleidung war ſehr merkwürdig; er trug einen Pelz ohne Ärmel, die Haare nach außen; ſtets hatte er eine Taſche mit Schlüſſeln, Meſſern, Schlöſſern und Kognakflaſchen ſowie einen Stock bei ſich. An ſeinem Arm und Hals hing ſtets je ein Roſenkranz, und auf der Bruſt trug er ein Kreuz. Die Leute ſagten von ihm, er habe geſchworen, nicht zu ſterben. Pater Hendrichs trug einen alten, zerriſſenen Mantel, einen ebenſo ſchlechten Hut und chineſiſche Schuhe, um deretwillen man ihn Kitaikeſſch (chineſiſche Galoſchen) nannte; in der Hand hatte er einen Stock.

Als die beiden nach Kaſchgar kamen, wandten ſie ſich an den Dotai und baten ihn um freie Wohnung. Sie ſtellten ſich ihm als Tugendlehrer vor und baten ihn um ſeine Hilfe, damit ſie dem Lande dienen könnten. Der gute Gouverneur ſchenkte ihnen ein Haus außerhalb der Stadt neben dem ruſſiſchen Konſulat.

Digitized by Google

Adam diente nun dem Pater Hendrichs als Koch. Er hatte ein wenig Geld mitgebracht, von dem er Essen für sie beide kaufte. Zur Zeit der Weinernte machten sie Wein, von dem sie das ganze Jahr hindurch tranken. Der Pater hatte einige ärztliche Kenntnisse, und die Kranken kamen auch zu ihm; aber seine Art war so kalt und heftig, daß die Leute bald abgestoßen wurden. Er verkehrte mit dem russischen Konsul und mit Mr. Macartney, dem er deutschen und französischen Unterricht gab. Er bemühte sich nicht sonderlich, die Sprache und den Charakter des Volkes gründlich zu studieren, und richtete deshalb als Missionar nichts aus. Er war sehr sparsam; einige seiner Finger waren abgefroren, weil er ohne Handschuhe durch das mongolische Gebirge gewandert war. Als wir einmal auf einem Spaziergange in einem dichten Walde waren, nahm er seinen Hut unter den Arm. Ich sagte: „Pater, die Zweige schlagen uns. Setzen Sie den Hut auf, damit Sie nicht Schaden leiden." „Nein," antwortete er, „es macht nichts; ich habe diesen Hut seit sieben Jahren und muß ihn schonen." Ich sah mir den Hut von der Seite an; er war alt und durchlöchert.

Als Adams Geld zu Ende war, sagte er zum Pater: „Gib mir etwas Geld und sage, was ich heute für uns einkaufen und vorbereiten soll." Da wurde der Pater zornig: „Wir können nicht so leben wie bisher; wir müssen sparsamer wirtschaften," und gab ihm nur so viel Geld, daß er ein wenig Brot kaufen konnte. Da Adam weder daheim noch in Sibirien so kärglich gelebt hatte, wurde ihm diese Behandlung schwer, und er sagte: „Pater, du wolltest mir täglich zwei Rubel geben, und ich versprach, dafür treu bei dir auszuharren; gib mir nun mein Geld, und ich will uns beide damit unterhalten." Der Pater gab eine zornige Antwort, nahm seine Sachen und ging zu Mr. Macartney. Das war zur Zeit meiner Ankunft in Kaschgar geschehen. Wie schon gesagt, zog Pater Hendrichs nach einiger Zeit gleichfalls in den Uratebe Karawanserai und wurde mein Nachbar.

Das Zimmer, welches er bewohnte, war folgendermaßen eingerichtet: Auf einer Seite stand ein Altar mit Kruzifix und Heiligenbildern, auf der andern viele Weinkrüge und Flaschen, außerdem Bücher, Zeitungen und Medizinflaschen. Auf der dritten Seite stand ein Bett, auf der vierten lag Holz. Mitten im Zimmer hatte er einen kleinen eisernen Ofen, dessen Rohr durch die Decke ging, vor demselben standen Formen, die er zum Backen von Abendmalshostien verwendete. Jedes Jahr einmal reinigte er sein Zimmer. Der Staub lag stets so hoch, daß man auf allen Gegenständen mit den Fingern schreiben konnte. Der schwedische Forscher Dr. Sven Hedin war einmal bei Pater Hendrichs und schrieb dann in seinem Buche über ihn und sein Zimmer; daraufhin ließ der Pater ihn nicht wieder in seine Behausung. Die reisenden Europäer, die nach Kaschgar kamen, wohnten gewöhnlich bei Mr.

Digitized by Google

Fuschang Daloj.

Digitized by Google

Macartney. Pater Hendrichs war es stets sehr unangenehm, sie zu empfangen. Wenn sie kamen, setzte er sich mit seinem Meßbuche vor die Tür; wenn sie ihn aber besuchen wollten, so führte er sie zu mir. Dorthin wollte er ihnen auch Wein bringen; aber das erlaubte ich nicht, da die Kaschgaren, welche mit mir verkehrten, nicht mehr zu mir gekommen wären, wenn sie es gesehen hätten. Pater Hendrichs aß sehr selten bei sich zu Hause. Des Morgens kam er entweder, um bei mir Tee zu trinken, oder er ging mit einer Teekanne zu den Indern und erbettelte sich dort, was er haben wollte. Den Vormittag über blieb er zu Hause und erwartete die Kranken, denen er Medizin gab. Weil er nicht gut Kaschgarisch konnte, kamen die Leute oft zu mir und ließen sich seine Worte übersetzen; dann wurde er aber stets sehr böse und gab solchen Leuten keine Medizin mehr. Mittags ging er zu Mr. Macartney und gab ihm Sprachstunde, aß auch zu Mittag bei ihm. Am Nachmittage kam er zu mir, und wir lasen eine Stunde zusammen. Wir verständigten uns russisch, schwedisch und holländisch, und er erzählte mir alles, was er vorher in Macartneys Zeitungen gelesen hatte. Da seine Besuche aber weder ihm noch mir nützten, hatte ich ihm vorgeschlagen, er solle mir französische Stunden geben; ich wolle ihn arabisch oder persisch oder, was er sonst wolle, lehren. Er fühlte sich bei mir mehr zu Hause als bei sich selbst. Im Herbst jedoch hörte das tägliche Zusammensein auf, da er wochenlang mit der Zubereitung von Wein zu tun hatte. Er kaufte die Trauben und kelterte sie selbst. Einmal hatten die kaschgarischen Priester den Befehl gegeben, daß niemand dem Pater Trauben verkaufen solle. Erstens lieben die Kaschgaren den Wein überhaupt nicht, und zweitens hatte er im Jahre vorher die ausgepreßten Schalen der Trauben in die Müllgruben geworfen. Da der Wein aber für eine heilige Frucht gehalten wird, wollten sie ihn für die große Sünde, dieselbe in den Schmutz geworfen zu haben, strafen.

Adam litt jetzt große Not. Er kam zum Pater, dieser aber ließ ihn nicht ins Zimmer. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang erschien er mit seinem Gebetbuche in der Hand, kniete an der Tür des Paters und las eine halbe Stunde. Oft kam er zu mir und aß mit mir. Wenn ich ihm aber von Christus und der Erlösung sprach, fand ich wenig Verständnis, denn er war ein fanatischer Katholik. Als der Winter kam, wurde Adams Not noch größer. Er wandte sich an den russischen Konsul und klagte ihm, was geschehen war. Da schickte der Konsul einen Soldaten und ließ Pater Hendrichs nach dem Konsulat rufen. Der Pater fuhr den Boten an: „Was wollen Sie? Mich?" drehte sich kurz um, holte ein altes Gewehr und sagte: „Wollen Sie, daß ich schieße? Ich habe mit dem russischen Konsul nichts zu tun." Nun bat der Konsul mich, ihm Vorstellungen zu machen. Er sollte dem Adam entweder Geld geben, um hier zu leben, oder Reisegeld bis

Digitized by Google

Omsk. Als ich vor meiner Tür mit dem Pater sprach, griff er mit der Hand in seinen Stiefelschaft, holte einen Hundertrubelschein heraus und sagte: „Bitte geben Sie das Adam, damit er abreist und ich ihn nicht mehr zu sehen brauche." Am folgenden Tage ging ich zum Konsul und brachte ihm das Geld; aber er wollte es nicht nehmen. „Damit kommt er ja nicht bis Omsk," sagte er. Adam beschloß nun, bei der chinesischen Regierung zu klagen.

Bevor aber die Sache entschieden war, wurde er fieberkrank. Der Pater besuchte ihn, fühlte seinen Puls, schlug auf seine Kniee und sagte: „Es ist zu spät, dir ist nicht mehr zu helfen; ich werde dir die Sterbesakramente geben." Er brachte eine Flasche starken Weins und gab ihm tüchtig zu trinken, indem er behauptete, das sei nötig, damit er wieder ordentlich zu Kräften komme. Adam kam durch den Wein und das Fieber ganz von Sinnen. Der Pater sagte ihm: „Jetzt stirbst du, und nach deinem Tode wird der russische Konsul von mir dein Gehalt verlangen und das Geld für sich verwenden, das wäre eine große Sünde gegen unsere heilige Kirche. Wenn du durch eine Unterschrift bezeugst, daß du nichts von mir zu verlangen hast, dann werde ich dir die Sterbesakramente reichen; tust du es nicht, so sollst du in deinen Sünden dahinfahren." Der arme Adam wußte nicht, was er tat, und unterschrieb alles, was der Pater wünschte. Er starb aber nicht, sondern war in wenigen Tagen wieder gesund und setzte seinen Prozeß fort, ohne zu wissen, was er getan hatte. Als die chinesische Regierung den Pater vor Gericht rief, verlangte er, daß die Leute vom russischen Konsulat auch vorgeladen würden, und sagte dann: „Die ganze Sache ist eine Lüge und Intrigue von russischer Seite; dieser Mann hat nichts von mir zu verlangen." Er holte Adams Unterschrift hervor, der Dragoman übersetzte, es wurde festgestellt, daß die Sache ihre Richtigkeit habe und somit beendet sei. Jetzt wurde der unglückliche Adam ganz verzweifelt; dennoch kam er an jedem Morgen mit seinem Gebetbuche vor des Paters Tür und kniete dort eine halbe Stunde trotz der Winterkälte. Ich sagte ihm: „Adam, wenn Sie wissen, daß dieser Mann schlecht handelt, warum kommen Sie dann an seine Tür und beten dort? Sie können doch zu Hause beten, Gott ist überall." Er antwortete: „Ich weiß, daß er schlecht ist; aber in seiner Stube sind heilige Reliquien, ein Stück vom Kreuz Christi und ein Knöchlein von Petrus; deshab komme ich her." Am folgenden Morgen kam er wieder und zwar ohne seinen langen weißen Bart, glatt rasiert. Als ich ihn erstaunt nach der Ursache dieser Veränderung fragte, antwortete er: „Jetzt bin ich wieder jung; nun kann ich den Pater bestrafen." Er betete vor der Tür und ging dann fort. Nach einer Stunde sah ich ihn wieder an meiner offnen Tür vorübergehen. Kurz darauf hörte ich das Geräusch von Schlägen, und als ich vor die Tür sprang, er-

Digitized by Google

blickte ich Adam, der auf den Pater losschlug. Dieser aber stand wie ein Stock und wehrte sich nicht. Ich eilte hinzu und hielt Adams Hand fest. „Was tun Sie?" sagte ich, „Sie machen das Christentum zum Gespött vor Heiden und Muhammedanern." Aus allen Türen kamen nämlich Hindus und andre Nachbarn herbei. Adam schrie: „Dawei dengi (gib mir mein Geld)!" und zu den Leuten sagte er: „Ihr seid gute Menschen, aber dies ist ein Betrüger."

Ich nahm ihn bei der Hand, führte ihn in mein Zimmer, ermahnte und beruhigte ihn und schickte ihn fort. Danach kam der Pater zu mir. Als ich ihn fragte: „Pater, hat's sehr weh getan?" antwortete er: „Es macht nichts, wenn er mich auch wund schlägt." Aber er fürchtete sich doch, und wenn er jetzt ausging, nahm er meinen Diener mit. Ich erzählte ihm, daß der Konsul meine, Adam werde die Reliquien wegnehmen. „So?" sagte er erschrocken; „bitte sagen Sie ihm, daß diese Sachen außerhalb meines Zimmers keinen Wert haben und nichts sind als Holz und Knochen." Ich ermahnte Adam, daß er nun, nachdem er den Pater vor allen Leuten geschlagen habe, nicht mehr kommen und an seiner Tür beten solle. Denn die Heiden lachten und spotteten über das Benehmen der Christen. Er hörte auf mich und betete zu Hause.

Später wollte Adam bei dem Thronwechsel dem neuen russischen Kaiser nicht Treue schwören; darum verfolgten ihn die Russen, versiegelten seine Tür und trieben ihn fort. Er kam zu mir und klagte mir: „Es ist Winter. Wo soll ich schlafen?" Ich erlaubte ihm, in jener Nacht in meinem Zimmer zu schlafen; aber er bat mich, ihm nur eine Decke zu geben, er wolle lieber vor des Paters Tür liegen. Als der Pater ihn am andern Morgen sah, stieß er ihn mit dem Fuß: „Fort, was liegst du hier?" ging ins Zimmer und schloß die Tür hinter sich zu. Am Abend ging Adam zum chinesischen Fung-schang, dem er russischen Unterricht gegeben hatte, und bat ihn um ein Zimmer. Aber die Chinesen hatten schon gehört, weshalb die Russen ihn verfolgten und trieben ihn zur Stadt hinaus. Inzwischen waren schwedische Missionare angekommen, und er ging zu einem derselben, Herrn Högberg; aber auch dieser nahm ihn nicht auf aus Furcht vor dem russischen Konsul, und nun blieb der Arme die Nacht über auf dem muhammedanischen Kirchhof. Am folgenden Tage kam er zu mir, wärmte sich, stärkte sich durch Speise und kam wieder ein wenig zu Kräften. Ich bat ihn, vernünftig zu sein und ruhig den Eid zu leisten, ich wolle die Sache beim Konsul vermitteln. „Nein", sagte er, „meine Väter haben es nicht getan, und ich werde es auch nicht tun, lieber will ich sterben." Als die Russen sahen, daß Adam bei mir war, legten sie alle seine Sachen auf einen Wagen und schickten sie in meinen Karawanserai. Ich wollte ihm ein Zimmer in meiner Nähe mieten, aber der Pater rief mich beiseite und sagte:

Digitized by Google

„Ich habe ihm bei Hadschi Ali eine Wohnung gemietet; schicken Sie ihn dorthin.“ Das tat ich denn auch. Inzwischen ging der Pater in dem Karawanserai von Tür zu Tür und machte die Leute ängstlich, indem er ihnen sagte, man dürfe den Adam nicht ohne Erlaubnis der russischen Regierung aufnehmen. Die Sache mit Hadschi Ali erwies sich als nicht richtig, und Adam kam mit seinen Sachen wieder zurück. Jetzt aber wollte der Portier ihn nicht in den Karawanserai lassen. Dann ging er aus der Stadt hinaus nach der Insel im Flusse Tümen, schlug sein Zelt auf und wohnte dort in der Januarkälte. Am andern Tage schickte ich ihm Speise, da ich wußte, daß er nichts zu essen hatte, und erfuhr, daß er krank sei. Darauf sprach ich mit einem kaschgarischen Beg, der sich seiner erbarmte und ihm eine Wohnung gab, ohne Miete zu fordern; dort ist er später gestorben.

Die Kaschgaren besuchten mich, wie schon gesagt, oft und ich sie ebenfalls. Wenn ich das Evangelium las und zu ihnen über das Christentum redete, gefiel es ihnen sehr gut. Aber sie erzählten mir: „So wie Sie predigen, haben wir die Christen nicht gesehen. Die Europäer, die in Kaschgar waren, glaubten meistens überhaupt nicht an Gott und ein zukünftiges Leben, sondern spotteten über alle Religionen. Wir haben keine Spur von dem gesehen, was Sie uns aus dem Evangelium vorgelesen haben.“ „In Chotän (südöstlich von Kaschgar)“, so erzählten sie weiter, „waren zwei Franzosen, gelehrte Männer, die sich nach einigen Monaten verheiraten wollten. Aber die Priester wollten keinem Mädchen erlauben, sich mit einem Manne zu verheiraten, der nicht vorher den Islam angenommen habe. Da bekannten jene Franzosen sich zum Islam und verheirateten sich; bald jedoch verließen sie ihre Frauen, reisten nach Europa zurück und ließen nie wieder etwas von sich hören. Wir sehen also, daß sie unser Volk betrogen haben und keine aufrichtigen Bekenner des Islam waren. Auch nach ihrer eigenen Religion durften sie nicht so handeln. Wenn die Christen so sind, kann das Christentum keine gute Religion sein; dann muß der Islam besser sein.“

Ich erklärte ihnen, daß nicht alle, die sich Christen nennen, auch wirklich Christen seien. Außerdem wies ich sie darauf hin, daß es auch unter den Muhammedanern viel schlechte Leute gebe. Aber ich sagte ihnen auch, daß ich viele Christen kenne, die wirklich glauben, was im Evangelium geschrieben steht, und sich bemühen, danach zu leben. „Gut“, antworteten sie, „aber wir haben dieselben nicht gesehen, und obwohl wir Ihnen persönlich nichts Schlechtes nachsagen können, so genügt Ihr Zeugnis doch nicht, um uns zu veranlassen, unsre Religion aufzugeben und eine andre anzunehmen. Es wäre sehr gut, wenn wir ein paar Familien von guten Christen kennen lernen könnten.“ Ich erwiderte: „Ich werde unsre Gesellschaft bitten, daß sie ein paar Leute herschickt.“

Digitized by Google

Darauf sagten sie: „Sehr gut! Bitte schreiben Sie, daß Familien kommen, damit wir das Familienleben kennen lernen."

Nach einiger Überlegung schrieb ich nach Stockholm an Dr. Eckmann, den Vorsitzenden des Schwedischen Missionsbundes; er setzte meinen Brief ins Missionsblatt und antwortete mir, daß er gedenke, mir zunächst zwei Missionare zu Hilfe zu schicken, Raquette und Beklund.

Inzwischen erhielt ich jedoch einen Brief aus Tabris von Missionar Högberg, der den Wunsch aussprach, zu mir zu kommen. Ich schrieb an Dr. Eckmann, die Arbeit verlange es, daß zunächst ein erfahrener Missionar herkomme, der schon einige Zeit unter Muhammedanern gelebt habe und ihre Sprache und Sitte einigermaßen kenne; auch sei es wichtig, daß er seine Familie mitbringe. Ich schlug Högberg vor; die Brüder Raquette und Beklund könnten später kommen. Dr. Eckmann war damit einverstanden und teilte mir mit, daß zunächst Högberg kommen werde. Er habe wegen chinesischer Pässe nach Schanghai geschrieben und hoffe, im Laufe eines Monats alles zu erledigen. Ich freute mich über diese Nachricht und erwartete den Missionar und seine Familie mit großem Verlangen.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Die erste Taufe in Kaschgar.

Durch die vielen Besprechungen, die ich mit Muhammedanern über das Christentum hatte, wurde der Glaube meines Dieners immer mehr gestärkt, und seine Kenntnis der Heiligen Schrift wuchs. Eines Tages sagte er mir, er wünsche, getauft zu werden, obwohl ich nie zu ihm über die Taufe gesprochen hatte. „Wie kommst du auf diesen Gedanken?" fragte ich. „Sie haben mir aus der Apostelgeschichte vorgelesen," erwiderte er, „daß, wenn jemand an Jesum gläubig geworden war, er getauft wurde. Ich glaube jetzt, daß Jesus mein Heiland ist, und deshalb möchte ich getauft werden." „Es sind für dich viel Schwierigkeiten dabei," sagte ich; „wenn du getauft bist, werden die Muhammedaner dich verfolgen und vielleicht töten." Er war jedoch standhaft und sagte: „Ich bin nicht mehr wert als die ersten Christen. Die wurden auch verfolgt und getötet." Ich gab ihm zur Antwort, daß wir warten wollten, bis die Missionare aus Schweden angekommen seien; dann solle er getauft werden. Er war ein wenig niedergeschlagen, erwiderte aber nichts.

Bevor ich nun meine weiteren Erlebnisse mitteile, möchte ich einiges aus dem Elternhause und der Familie meines Dieners erzählen.

Omar Achunds Vater, Chodscha Bähaweddin (d. i. Glaubensglanz), war aus dem Geschlechte der Chodschas, das in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Kaschgar seine Fürsten gegeben hatte. Er stand bei seinen Mitbürgern in besonders hohem Ansehen wegen seiner strengen Beobachtung der muhammedanischen Religionsvorschriften. Verheiratet war er mit einer Frau aus wohlhabender, vornehmer Familie, und eine Zeitlang ließ er sich an dieser einen Frau genügen. Nun gilt es aber nach den Anschauungen des Islam für verdienstlich, wenn irgend möglich, die vier gesetzlich erlaubten Frauen zu nehmen, damit durch die so ermöglichte, zahlreichere Nachkommenschaft die Zahl der Anhänger des Islam vermehrt werde. So brachte denn Chodscha von jeder seiner Reisen, die er in Geschäften über das Himmelsgebirge (Timschan) nach der jetzt armenischen Stadt Andischan machte, eine neue Frau mit, bis die Zahl vier voll war. Die Folge davon war, daß

Digitized by Google

er seine erste Frau nicht nur vernachlässigte und zurücksetzte, sondern ihr sogar auftrug, allein die ganze Arbeit im Hause zu verrichten, und sie dadurch gewissermaßen zur Magd der drei andern, später genommenen Frauen erniedrigte. Sie mußte diese von morgens früh bis abends spät bedienen, ihre Kleider reinigen und waschen. Unverdrossen und mit dem größten Fleiße unterzog sich die Ärmste dem allen, ohne anders als ganz im geheimen über ihr unverschuldet hartes Los zu weinen. Die wenige freie Zeit, die ihr blieb, verwendete sie dazu, für ihr kleines Töchterchen zu sorgen. Aber wie sehr sie sich auch abmühte und quälte, es in allen Dingen recht zu machen, so wollte es ihr doch nicht gelingen, ihren Mann zufrieden zu stellen. Immer hatte er an ihr und ihrer Arbeit etwas auszusetzen, er schlug und schmähte sie und befahl ihr schließlich, sich nicht vor ihm blicken zu lassen. Die Frau nahm geduldig und schweigend alles hin; sie verzichtete sogar auf den Trost, ihre Eltern und Verwandten zu besuchen, nur, um bei ihrem Manne, den sie bei ihren Ausgängen um Erlaubnis hätte bitten müssen, nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, daß sie sich bei ihren Angehörigen über seine Behandlung beklage. So vergingen vier Jahre. Inzwischen war Kaschgar der Schauplatz wiederholter politischer Umwälzungen geworden, wie schon vorher in Kürze erwähnt wurde. Im eigentlichen China hatten sich die zahlreichen chinesischen Muhammedaner empört, und der Aufstand hatte sich auch nach Westen fortgepflanzt. In Ostturkestan wurden die Chinesen, Beamten, Soldaten und Kaufleute von den Muslim niedergemacht, und nur wenige retteten ihr Leben durch Annahme des Islam. Die Regierungsgewalt in Kaschgar, sowie in den andern Städten des Landes fiel teils durch Gewalt, teils durch das Vertrauen der Bevölkerung in die Hände vornehmer Männer, von denen es aber keiner zu einer dauernden oder allgemeinen Anerkennung zu bringen vermochte. Diesem Zustande machte Jakub Beg ein Ende. Er war aus dem Chanab-Chokänd nördlich vom Himmelsgebirge gekommen unter dem Vorwande, einem Sprößlinge des alten kaschgarischen Fürstengeschlechts der Chodschas zum Throne zu verhelfen. Aber zu gelegener Zeit schob er diesen, einen unfähigen und ausschweifenden Menschen, beiseite und gründete ein eigenes Reich, das ganz Ostturkestan umfaßte. Als er die Herrschaft an sich gerissen hatte, wußte er auf jede Weise die Chodschas zu schwächen. Einiger von ihnen entledigte er sich durch Meuchelmord, andere, unter ihnen Chodscha Bähaweddin, wurden festgenommen und sollten hingerichtet werden. Sobald Chodschas Frau erfuhr, daß ihr Mann im Gefängnis sei und welches Los ihm bevorstehe, eilte sie zu ihrem Vater, der bei Jakub Beg in großem Ansehen stand, und flehte ihn an, seinen Einfluß geltend zu machen und ihren Mann zu retten. Dann bereitete sie Essen für ihn, brachte es ihm ins Gefängnis und sprach ihm Mut zu. Auf seine Bitte trieb sie ihren Vater noch mehr

Digitized by Google

an, so daß dieser sich noch am Abend zu Jakub Beg begab und ihn bewog, den Gefangenen in derselben Nacht freizulassen. So kehrte Chodscha Bähaweddin wieder in sein Haus zurück; sein erstes war, sich in das Gemach seiner von ihm so vernachlässigten Frau zu begeben und ihr für seine Rettung zu danken. In der Folge gebar sie ihm zu dem Töchterchen, das sie schon hatte, noch einen Sohn, jenen Omar Achund.

Einige Jahre nach diesen Begebenheiten erkrankte der Chodscha auf den Tod. Als er sein Ende nahe fühlte, ergriff ihn noch einmal die Reue mit ganzer Gewalt, und er bat seine erste Frau, ihm all das Leid, das er ihr zugefügt, zu verzeihen. Sie allein wünschte er jetzt in seinen Schmerzen bei sich zu sehen; von seinen andern Frauen wollte er nichts mehr wissen, und eine so heftige Abneigung gegen sie bemächtigte sich seiner, daß er sie unter Verwünschungen davonjagte, wenn sie zu ihm kamen. Endlich erlöste ihn der Tod von seinen Leiden Seine drei jüngeren Frauen verheirateten sich wieder, ihre Kinder ihrem Schicksale überlassend; die erste Frau aber bewahrte dem Gatten auch nach dem Tode die Treue; sie wies alle, noch so ehrenvollen Anträge zurück und lebte ganz der Erziehung ihres Sohnes und ihrer Tochter, deren Vermählung sie noch erlebte.

Als Omar Achund herangewachsen war, verheiratete er sich mit einer Frau, welche wie fast alle muhammedanischen Frauen sehr fanatisch war.

Etwa einen Monat nach meinem Gespräch mit Omar Achund über die Taufe ritt ich abends aus. Auf dem Wege traf ich Mr. Macartney, welcher gleichfalls zu Pferde war. Als wir ein wenig zusammen geritten waren, sagte er: „Sehen Sie nicht die beiden Europäer dort?" Als ich erwiderte, daß es hier keine Europäer gäbe, versicherte er: „Sie reiten vor uns quer über die Straße. Sehen Sie sie nicht?" Dabei wies er mit der Hand nach vorn. Ich sah dann zwei Reiter, konnte sie jedoch nicht deutlich unterscheiden, da meine Augen schwach sind und die Sonne mich blendete. Mr. Macartney sagte mir, daß der eine der Kommandeur der russischen Soldaten, der andre ein Soldat gewesen. Als ich das hörte, stieg eine Ahnung in mir auf, daß diese Begegnung unangenehm verlaufen werde. Ich wußte, daß der Konsul es übel nehmen werde, wenn ich seinen Kommandeur gesehen und nicht gegrüßt hatte. Als ich abends zu Hause angekommen war, ging ich sofort zum Kommandeur und bat ihn um Entschuldigung, daß ich ihn nicht gegrüßt hatte; Mr. Macartney habe mir erst später gesagt, daß er an uns vorübergekommen sei. Er erwiderte: „Es ist zu spät; ich habe es schon dem Konsul mitgeteilt." Der folgende Tag war Posttag. Ich ging zum Konsul, um meine etwa angekommenen Briefe und Zeitungen abzuholen. Er gab sie mir, sagte aber dabei: „Sie wissen nicht, welche Gnade Sie hier genießen. Hier ist keine Poststation, die Post ist nur

Digitized by Google

für mich, und Sie bekommen nur aus Wohlwollen Ihre Briefe durch meine Hand. Sie aber reiten mit Mr. Macartney spazieren, sehen meinen Kommandeur und grüßen ihn nicht einmal. Von jetzt an hört meine Vermittlung der Post für Sie auf. Dies ist die letzte Sendung." Ich versuchte, ihm klar zu machen, daß ich den Kommandeur nicht erkannt habe, wandte mich an letzteren, der gleichfalls im Zimmer anwesend war, und fragte ihn, ob ich nicht noch gestern Abend zu ihm gekommen sei und davon erzählt habe. Der Konsul schnitt mir das Wort ab und bemerkte, er wolle nichts mehr hören, für mich werde keine Post mehr angenommen, ich solle zu Mr. Macartney gehen und mir von ihm die Postsachen besorgen lassen.

Zu Hause angekommen, überlegte ich, daß ich schwerlich werde hier bleiben können, wenn ich keine Korrespondenz mit Europa mehr haben könne. Wenn nämlich meine Briefe durch die chinesische Post befördert werden sollten, würde ich mindestens ein halbes Jahr auf die Antwort eines Briefes warten müssen; ließe ich sie durch Mr. Macartney befördern, so würden sie auch mehrere Monate brauchen; außerdem wäre es nicht sicher. Es gab nur zwei Auswege; entweder ich mußte Kaschgar verlassen oder den Konsul zu versöhnen suchen. Ich schrieb nun eine Bittschrift, in der ich den wahren Sachverhalt klar legte, auch berichtete, daß ich ganz unerwartet mit Mr. Macartney zusammengetroffen sei. Mit dieser Bittschrift ging ich selbst ins Konsulat, um sie dem Konsul persönlich zu überreichen; jedoch wurde ich nicht vorgelassen.

Nun schickte ich mich an, Kaschgar zu verlassen. Das wurde dem Konsul sofort durch seine Spione mitgeteilt. Am folgenden Tage versuchte ich nochmals, meine Bittschrift zu überreichen, aber vergebens. Endlich, am dritten Tage, rief er mich zu sich und sagte: „Was wollen Sie mit Ihrer Bittschrift bei mir? Ich bin nicht Ihr Konsul, sondern der russische Konsul." Ich erwiderte, es sei eigentlich keine Bittschrift, sondern eine Erklärung über den wahren Sachverhalt. Er forderte mich auf, dieselbe vorzulesen und erklärte mir dann, daß er mir vergeben und von jetzt an meine Postsachen wieder vermitteln werde. Nachdem ich ihm dafür gedankt hatte, fragte er mich: „Ich habe gehört, daß Sie reisen werden. Wann wird das sein?" Ich antwortete, daß ich reisen werde, sobald der Herr es wolle.

In diesen Tagen trat plötzlich starker Regen ein; der salzhaltige Boden wurde erweicht, die Wege wurden zerstört, so daß es einen Monat dauerte, bis dieselben wieder trocken waren. Außerdem wurde das Pferd, das ich für die Reise gekauft hatte, durch eine einstürzende Mauer getötet. Das waren gute Gründe, meine Reise aufzugeben.

Mein Diener Omar Achund bat mich indessen immer dringender, ihn zu taufen. Er meinte, wenn ich reise, dann werde er ungetauft bleiben, und ich sei Gott für ihn verantwortlich; er glaube und fürchte

Digitized by Google

den Tod nicht. Als ich sah, daß er wirklich an Jesum glaubte und keine Furcht hatte, nahm ich ihn und taufte ihn im Flusse Tümen, der an der Stadt vorüberfließt. Bei der Taufe fragte ich ihn: „Welchen Namen willst du als Taufnamen haben?" Er erwiderte: „Ich möchte mit dem Namen des Lazarus benannt werden, den Jesus liebte und vom Tode auferweckte."

Als seine Frau erfuhr, daß ihr Mann Christ geworden war, verriet sie ihn an die Mollahs. Diese riefen ihn zu sich und drohten ihm mit dem Tode, wenn er nicht wieder regelmäßig in die Moschee käme und die täglichen muhammedanischen Gebetsübungen verrichtete wie früher. Er aber blieb fest und erzählte den Mollahs viel vom Evangelium.

Ein anderes Mal wurde er vor eine Versammlung von fünfzig Mollahs geführt. Sie legten ihm einen Strick um den Hals und drohten, ihn sofort zu erdrosseln, wenn er von Jesus und dem Evangelium spräche. Obwohl Lazarus ein kräftiger junger Mann war, wehrte er sich nicht, sondern erklärte den Mollahs, er wolle für Jesum sterben. Als sie nun einsahen, daß er sich nicht vor dem Tode fürchtete, und außerdem bemerkten, daß die chinesische Regierung ihren Wünschen, ihn wegen seines Übertrittes zu bestrafen, nicht Folge leistete, fingen sie in dem Fastenmonat Ramasan, wo sie besonders fanatisch gesinnt sind, aufs neue an, ihn zu quälen. Ich richtete es nun so ein, daß er während des Fastenmonats in ein anderes Dorf ging und erst wieder zurückkehrte, als die Leute sich wieder beruhigt hatten.

Vor seiner Bekehrung war Lazarus ein ziemlich leichtsinniger und wenig liebenswürdiger junger Mann gewesen. Die Macht des Evangeliums aber hatte eine wunderbare Veränderung hervorgebracht. Er war gegen alle, auch gegen seine Feinde, nun ehrlich, liebevoll, geduldig und freundlich, so daß ihn alle liebgewinnen mußten. Selbst seine Frau, obwohl sie, wie gesagt, eine sehr fanatische Muhammedanerin war, gewann nach und nach wieder Liebe und Achtung für ihn. Sie war nicht so ungebildet wie die meisten muhammedanischen Frauen, konnte lesen und schreiben, was innerhalb des Islam bei den Frauen eine große Seltenheit ist.

In dieser Zeit kam der schwedische Forscher Dr. Sven Hedin nach Kaschgar und wohnte bei dem russischen Konsul. Ich besuchte ihn, sprach schwedisch mit ihm und wurde vom russischen Konsul der Unterhaltung wegen alle Abend zum Tee eingeladen. Es war mir nicht angenehm, doch mußte ich Folge leisten, da ich ja ganz von dem Konsul abhängig war. Er erging sich in spöttischen Redensarten über Religion und Mission, und Dr. Sven Hedin stimmte ihm zu. Der Forscher hielt sich mehrere Monate in Kaschgar auf. Endlich jedoch sagte er mir, daß er nach dem Berge Muztagh reisen wolle, und bat mich um meine Begleitung, da er ja die Landessprache nicht könne; ich werde dabei gute

Digitized by Google

Gelegenheit zum Missionieren haben. Ich wollte nicht gern mit ihm reisen und sagte ihm, daß ich schwedische Missionare erwartete. Aber der Konsul und Dr. Sven Hedin erklärten, das sei kein Grund, hier zu bleiben; die Chinesen würden den Missionaren niemals erlauben, herzukommen. Als ich sagte, daß sie mit chinesischen Pässen und besonderer Erlaubnis des Djung-li-Jamin kommen würden und die hiesigen Chinesen sie nicht verhindern könnten, entgegneten sie, die Sache gehe nicht so schnell, vor Ablauf eines Jahres könnten sie keinen Paß von der chinesischen Regierung bekommen. Als ich sah, daß weder der Konsul noch Dr. Sven Hedin auf meine Mitreise verzichten wollten, und mir Unannehmlichkeiten erwachsen wären, wenn ich mich geweigert hätte, willigte ich für zwei Monate ein. Ich hoffte, auf dieser Reise Charakter und Sitten der Landbevölkerung studieren zu können.

So ritten Dr. Sven Hedin, sein bewaffneter Diener aus dem russischen Turkestan namens Islam und ich (mit meinen eigenen Pferden) von Kaschgar fort und kamen in zwei Tagen nach Jengihisar. Wir übernachteten bei einem mir befreundeten Hindu. Der chinesische Kommandant war von dem Gouverneur von Kaschgar über unsre bevorstehende Ankunft unterrichtet worden. Am folgenden Morgen, als Dr. Hedin noch schlief, kamen vier Diener des Landeshauptmannes und brachten einen großen Speisekorb, ähnlich eingerichtet wie die in den europäischen Hotels zum Tragen fertiger Mittagsgerichte in Privathäuser gebräuchlichen Speisekörbe. Vierzig verschiedene Gerichte waren auf Tellern darin. Außerdem brachten die Leute einen Sack Reis und ein Schaf, bestimmt für unsre stets an übergroßem Appetit leidenden Diener, sowie Gerste und Heu für die Pferde. Dr. Hedin sandte mit bestem Dank die Speisen wieder zurück, da sie der Art waren, daß wir sie nicht genießen konnten. Das Schaf, sowie Reis, Gerste und Heu jedoch behielten wir. Am Mittage gingen wir hin, um unsern Besuch zu machen. Aber der Landeshauptmann ließ uns durch seinen Diener mitteilen, daß er leider krank sei und uns nicht empfangen könne.

Wir machten nun einige Tage lang in der Richtung des Muztagh interessante Ritte, während welcher Dr. Hedin geographische und geologische Beobachtungen anstellte. Obwohl wir uns mitten im Juli befanden, war es sehr kalt, da wir immer höher hinauf in die Berge gekommen waren. Die Luft wurde so dünn, daß ich heftige Augenschmerzen bekam und nicht weiter mitreiten konnte.

Digitized by Google

Fünfzehntes Kapitel.

Mitarbeiter.

Nach Jengihisar zurückgekehrt, fand ich einen Brief aus Schweden des Inhaltes, die Missionare würden kommen, ich solle ein Haus für sie mieten. Einer von ihnen, Högberg, sei schon von Baku auf dem Wege.

Es gab in Kaschgar nur ein einziges nach europäischem Muster mit Fenstern gebautes kleines Haus, welches ein reicher Mann sich in dem Garten einer Vorstadt errichtet hatte. Jeder Europäer, der in die Stadt kam, wohnte dort. Als ich wieder in Kaschgar angekommen war, erzählte ich dem Besitzer des Hauses, es kämen Missionare aus Schweden, für die ich das ganze kleine Grundstück auf ein Jahr mieten wolle. Der Mann erklärte, er wolle die Männer Gottes ohne Miete in seinem Hause aufnehmen; ich sagte ihm jedoch, es sei besser, wenn sie Miete bezahlten. Die Europäer könnten die asiatische Gastfreundschaft nicht verstehen und wünschten, in dem Hause selbständig schalten und walten zu können. So machte ich einen Kontrakt mit ihm und mietete das schöne Haus mit dem Garten für 240 Mark jährlich.

Dann beriet ich mit meinem Diener, was betreffs der Ankunft der Missionare zu tun sei, und beschloß, zum Schängäng, dem Chef des auswärtigen Amtes, zu gehen und mir einen Paß zu besorgen, um den Brüdern bis an die Grenze entgegenzureiten. Der Beamte war so freundlich, mir keinen Paß, sondern ein Empfehlungsschreiben mitzugeben, des Inhaltes, daß man mir, wohin ich auch immer käme, in allen Angelegenheiten beistehen und die Gäste würdig empfangen helfen solle.

Ich schickte nun den Missionaren einen Boten mit einem Briefe bis an die russische Grenze entgegen, weil ich fürchtete, daß die Russen sie abschrecken und ihnen sagen könnten, daß die Chinesen sie nicht hineinlassen würden. Drei Tage ritt ich den Geschwistern bis Oksalur entgegen und traf dort Missionar Högberg und Frau, die Bibelfrau Anna Nyström und einen Perser, welcher bei der Taufe in Tiflis den Namen Jussuf angenommen hatte. Es war mir eine große Freude, sie zu empfangen, da ich so lange Zeit allein gewesen war. Was den Perser

Digitized by Google

Mirsa Jussuf betrifft, so erzählte mir Högberg, daß er Anna Nyström in Tabris persischen Unterricht erteilt habe, nach der Abreise derselben nach Tiflis gekommen und dort getauft worden sei; er habe ihn aus Baku als Arzt mitgebracht, da er in Teheran lange bei einem solchen gewesen sei. Ich antwortete: „Gut, aber ist er ein wirklich gläubig gewordener Perser? Wie hast du ihn kennen gelernt?" Er antwortete: „Ich kann nichts weiter von ihm sagen, da ich keine Zeit gehabt habe, ihn kennen zu lernen." Ich wunderte mich, daß er drei Monate mit ihm auf der Reise gewesen war und doch nicht Zeit gehabt hatte, ihn kennen zu lernen. Auch machte es mir Bedenken, daß er ihn ohne Kenntnis seines Charakters und seiner Glaubensstellung in ein neues Missionsgebiet mitgenommen hatte. Denn mit ungläubigen Menschen kann man in der Mission für den Herrn nichts ausrichten.

Auf dem Wege halfen uns die chinesischen Beamten, und wir brauchten nicht so viel Umwege zu machen wie das erste Mal. Ich bat Högberg dringend, sich eine Zeitlang still zu verhalten, bis er das Volk und seine Sprache kennen gelernt habe; auch erzählte ich ihm die Erfahrungen, die ich mit dem Konsul, Mr. Macartney und andern gemacht hatte. Am folgenden Tage sagte ich ihm, daß wir erst den Dotai und dann den Schängäng besuchen müßten, da es hier Sitte sei, daß die Fremden die Beamten besuchten. Aber er erklärte, er müsse erst den russischen Konsul, hernach die andern besuchen. Daraufhin ging ich mit ihm ins russische Konsulat und dann in den Palast des Gouverneurs, der ihn sehr freundlich aufnahm. Man servierte Tee, sowohl in Gläsern nach russischer Sitte als in chinesischen Gefäßen. Ich dolmetschte. Der Gouverneur sagte: „Seien Sie mir herzlich willkommen! Aus welchem Lande stammen Sie und was gedenken Sie in unsrer Gegend zu unternehmen?" Högberg sagte: „Wir sind Tugendlehrer." Auf die Frage, ob er reisen oder seinen ständigen Wohnsitz in Kaschgar nehmen werde, antwortete er: „Wie in unserm Paß verzeichnet ist, beabsichtigen wir, Reisen zu machen." Als er seinen Paß zur Bekräftigung seiner Aussage vorzeigen wollte, sagte der Gouverneur zwar höflich, aber bestimmt: „Die Sache fällt nicht in mein Ressort. Sie müssen sich an den betreffenden Beamten wenden. Im übrigen freue ich mich sehr, daß ich Männer, deren Beruf die Tugendlehre ist, als meine Gäste habe begrüßen dürfen. In den nächsten Tagen werde ich mir das Vergnügen machen, Ihren Besuch zu erwidern." Ehe wir gingen, fragte er wie beiläufig: „Haben Sie den alten Russen gesehen, der sich hier aufhält?" Högberg entgegnete, daß er dem russischen Konsul einen Besuch gemacht habe. Während der Audienz hatte der schwedische Missionar, nicht vertraut mit den Sitten des Orients, seinen Hut abgenommen, obwohl ich ihn vorher gebeten hatte, es nicht zu tun. Dieser Verstoß gegen die orientalische Sitte, nach der jedes Entblößen des

Digitized by Google

Kopfes äußerst unpassend ist, mißfiel dem Gouverneur sichtlich, und er bat Högberg, sein Haupt zu bedecken. Als der Missionar antwortete, in Europa gelte es für ehrerbietig, den Hut abzunehmen, entgegnete der Gouverneur: „Wir sind aber nicht in Europa, sondern in Kaschgar," worauf der Schwede seinen Kopf bedeckte.

Die Missionare bezogen nun das Haus, welches ich für sie gemietet hatte; Jussuf aber wollte nicht dort wohnen und mietete ein Haus innerhalb der Stadt. Er wollte es zu einem Krankenhause einrichten, aber die Leute richteten eine Bittschrift an die Obrigkeit, um diesen Mann nicht in der Stadt behalten zu müssen. Daraufhin mietete er außerhalb der Stadt ein Grundstück und baute im Auftrage Högbergs ein Haus darauf. Der Kontrakt war so abgeschlossen worden, daß nach einigen Jahren das Haus dem Besitzer des Grundstücks gehören solle. Es stellte sich jedoch heraus, daß Jussuf für die Mission ungeeignet war, da er durch seinen Charakter und sein Auftreten Anstoß erregte. Er war ein Trinker und Opiumraucher und zankte fast jeden Tag mit irgend jemand. Das machte mir großen Kummer. Ich sprach ernstlich mit ihm darüber, aber es half nichts; er war unzugänglich für jede gute Ermahnung. Von der Mission hatte er eine merkwürdige Vorstellung; er meinte, Missionare hätten nur Politik zu treiben, die Religion gehe sie nichts an. Ich sagte Högberg, daß es so nicht weiter gehen könne, unsre Mission werde darunter leiden, wenn Jussuf sich nicht ändere. Högberg versprach mir, Jussuf zu ermahnen. Am folgenden Tage erhielt ich einen Brief von dem Missionar, in welchem er mir schrieb: „Ich habe mit Jussuf geredet, er hat alle seine Sünden bekannt und um Vergebung gebeten. Aber er ist Arzt, er weiß, was er tut. Opium raucht er seiner Zahnschmerzen wegen; Wein trinkt er mit Münschi Ahmeddin, weil er Magenschmerzen hat. Daß er abends Branntwein trinkt, hat seinen Grund darin, daß das neugebaute Haus noch feucht ist."

Nachdem ich den Brief gelesen hatte, kam Jussuf zu mir. Er wußte natürlich, was Högberg geschrieben hatte, fragte mich aber: „Haben Sie einen guten Brief von Högberg erhalten? Was steht darin? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß diese Leute nicht religiös, sondern politisch sind? Ich kann tun, was ich will, und Sie werden nichts gegen mich unternehmen können." Ich ermahnte ihn brüderlich, aber er lachte.

Bald darauf kam Dr. Hedin von Mustagh zurück und war wieder der Gast des russischen Konsuls. Er machte einen Besuch bei den schwedischen Missionaren, fühlte sich aber nicht wohl bei ihnen. An mich richtete er die Bitte, ihn als Dolmetscher nach Lobnor zu begleiten. Ich lehnte es ab; meine Zeit war mir zu kostbar, da ich viel beschäftigt war mit den Arbeiten zu der Übersetzung des Neuen Testaments und außerdem die Missionare in der kaschgarischen Sprache zu unterrichten

Digitized by Google

hatte. Drei Monate wohnte er beim Konsul und sprach oft mit mir über seine Reisepläne. Eines Tages, als wir von Högberg zu Tische geladen waren, bat Dr. Hedin wieder, da wir doch jetzt drei des Türkischen mächtige Missionare in Kaschgar seien, möge ihn doch einer derselben als Dolmetscher begleiten. Högberg lehnte von vornherein ab, da er durch seinen Hausbau und andre Dinge zu sehr an Kaschgar gebunden sei. Die Mitreise des Persers Jussuf scheiterte an den Tränen Anna Nyströms, seiner zukünftigen Frau. Dr. Hedin sagte zu seiner Landsmännin: „Weinen Sie nicht, Ihr Herzliebster soll hier bleiben." Dann schlug Högberg mich vor; ich aber lehnte ab, da ich auf der Reise meine Übersetzungsarbeiten nicht fortsetzen könne. Darauf entgegnete Dr. Hedin: „Sie können unterwegs ebensogut übersetzen wie hier, denn ich muß auch schriftliche Arbeiten machen; außerdem können Sie einen Diener mitnehmen, damit Sie mehr Zeit und Ruhe haben." Unter diesen Umständen konnte ich abermals sein Verlangen nicht ablehnen und versprach, ihn zu begleiten, wiewohl ich keine Freudigkeit dazu hatte.

Digitized by Google

Sechzehntes Kapitel.

Dr. Sven Hedins Reise.*)

Dr. Sven Hedins Plan war, die Wüste Takla Mäkan zu durchforschen. Es war im Anfange des Monats Januar, der geeignetsten Zeit, als er diese Reise plante; im Frühjahr oder Sommer ist es wegen der Hitze unmöglich, die Wüste zu durchreiten. Nachdem ich in der Stadt über Takla Mäkan Erkundigungen eingezogen hatte, riet ich ihm, in Kaschgar Kamele zu kaufen, da niemand sie für solche Reise vermietet hätte, und über Chanarik und Tarim nach Märket zu reiten, wohin wir in vier oder fünf Tagen gelangen könnten. Dort fängt die Wüste an. Dr. Hedin aber sagte, der Konsul habe gemeint, daß in Maralbaschi Kamele billiger zu kaufen seien; so wollte er bis dorthin mit dem Wagen fahren und erst von dort aus Kamele benutzen. Ich hatte erfahren, daß Maralbaschi ein kleiner im Walde gelegener Ort sei, in dem keine Kamele zu haben waren; diese kann man nur in größeren Städten und unbewaldeten Gegenden kaufen. Dr. Hedin aber beharrte bei seinem Entschluß, indem er bemerkte, daß der Aksakal des Konsuls das doch am besten wissen müsse. Ich entgegnete nichts, bat ihn dagegen, uns so schnell als möglich aufbrechen zu lassen. Er erwartete jedoch mit der nächsten Postsendung des Konsuls einen Brief aus Schweden, und da die Post nur alle sieben Tage bei dem Konsul eintraf, mußten wir noch einige Tage verziehen. Da der Brief jedoch weder mit der nächsten, noch mit den darauffolgenden Postsendungen kam, wurde die Abreise wieder und wieder aufgeschoben, bis wir am 17. Februar endlich Kaschgar verließen.

Lazarus ließ ich an meiner Stelle in Kaschgar zurück und nahm einen andern Diener namens Haschim mit. Unsre Reise von Kaschgar nach Maralbaschi dauerte sieben Tage. Als wir in der ungefähr eine

*) Ich habe die Einzelheiten über diese Reise sehr ungern veröffentlicht. Jedoch hat Dr. Sven Hedin mich in seinen Schriften verschiedentlich angegriffen. In einem Werk über Kaschgar erklärt er u. a., daß ich („der Missionar") ihn verlassen habe, sobald Schwierigkeiten eintraten. Als Antwort auf Fragen, die von mehreren Seiten deswegen an mich gerichtet worden sind, habe ich den Sachverhalt ausführlicher, als ich es sonst getan haben würde, geschildert.

Digitized by Google

Johannes Awetaranian bei der kaschgarischen Bibelübersetzung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Meile von Kaschgar entfernt liegenden Stadt Jengischäher ankamen, lief ein Chinese hinter unserm Wagen her und nahm meinen Hund Hämrah weg. Wir ließen den Wagen halten. Haschim stieg aus und wollte dem Chinesen den Hund wieder fortnehmen. Das machte viel Aufsehen, Hunderte von Chinesen und Türken liefen herbei und versammelten sich um unsern Wagen. Von allen Seiten rief man: „Was gibt es? Was gibt es?" Der Chinese behauptete, daß der Hund ihm gehöre und ihm gestohlen worden sei, er wolle ihn wieder haben. Haschim aber entgegnete, der Hund sei schon von klein auf bei mir gewesen. Um diesem Skandal ein Ende zu machen, wollte ich dem Chinesen den Hund überlassen, obwohl das Tier von schöner Gestalt und sehr treu war; Dr. Hedin aber riet davon ab, mein Hund sei viel besser als der seinige, Joldasch mit Namen, ich solle ihn nicht dem Chinesen lassen. Da stiegen wir aus und ordneten an, daß sowohl Haschim als der Chinese in einiger Entfernung vom Wagen den Hund rufen sollten; wem er folge, dem solle er gehören. Die umstehenden Leute erklärten: „Das ist sehr gut." Dr. Hedins Diener Islam hielt den Hund am Wagen fest, bis die beiden sich ungefähr zweihundert Schritte weit entfernt hatten. Der Chinese holte ein Stück Fleisch aus der Tasche und rief den Hund mit einem chinesischen Namen. Haschim dagegen hatte nichts in der Hand und rief nur: „Hämrah! Hämrah!" Sofort lief der Hund zu ihm. Da tadelte die Menge den Chinesen, daß er den Hund habe stehlen wollen; er solle sich schämen.

In Maralbaschi angekommen, erfuhren wir von dem chinesischen Beamten, daß es dort keine Kamele gäbe. Dr. Hedin wurde niedergeschlagen, wollte es sich jedoch nicht merken lassen, weil ich es ihm vorher gesagt hatte; er telegraphierte an den Konsul und fragte, wo er nun welche bekommen solle. Zwei Tage wartete er vergebens auf Antwort.

In diesen Tagen kam ein alter Mann namens Münschi Abdurrahman, den ich in Kaschgar kennen gelernt hatte, zu uns. Er war vor vielen Jahren von einem König von Indien, vom Radsche, nach Kaschgar gesandt worden, um das Land zu erforschen. Aber der König starb, die politischen Verhältnisse änderten sich, und er konnte nicht wieder zurückkehren. So blieb er in Kaschgar und verheiratete sich dort. Ich will von diesem merkwürdigen Manne an anderer Stelle Näheres berichten. Als er hörte, daß wir durch die Wüste Takla Mäkan reiten wollten, sagte er, es sei die höchste Zeit, später werde es wegen der Hitze unmöglich sein. Dr. Hedin bat mich, bei den Sachen zu bleiben, bis er das umliegende Gebirge durchforscht habe, inzwischen werde wohl eine Antwort vom Konsul eingetroffen sein.

So bekam ich Zeit, an meiner Übersetzung weiter zu arbeiten; denn auf der Reise ließ er mir fast keine Ruhe dazu. Das erste, wenn wir

Digitized by Google

in einer Station angelangt waren, war, daß wir Essen bereiteten. Dann ließ er einen Mann aus dem Dorfe kommen, der ihm über die Menge der Schafe, Ochsen und Menschen, auch über klimatische Verhältnisse Auskunft geben mußte, wobei ich übersetzte, da er sich selbst noch nicht türkisch mit dem Volke verständigen konnte. Ich merkte aber, daß die Leute ihm vielfach bewußt falsche Angaben machten, da sie sahen, daß er schrieb und dadurch bedenklich wurden. Ich erachtete es als meine Pflicht, ihn auf die unrichtige Art seines Verfahrens aufmerksam zu machen, und sagte ihm, daß ich in seiner Abwesenheit genauere Nachforschungen anstellen könne durch unbedenkliche Unterredungen. Jedoch er beharrte bei seiner Methode. Wenn dies Gespräch beendet war, mußten wir Wasser kochen, um die Höhe des jeweiligen Ortes zu messen. Bis alles fertig war, wurde es fast zwölf Uhr nachts, und um zwölf Uhr mußten die Chronometer aufgezogen werden. Früh am nächsten Morgen standen wir auf, machten uns fertig und zogen wieder weiter. So ging es, solange wir auf der Reise waren.

Nach drei Tagen kam Dr. Hedin von seiner Forschungsreise zurück; aber wir hatten noch keine Nachricht vom Konsul. Da wurde er sehr unruhig; wir überlegten, ob wir nach Aksu oder nach Jarkend fahren sollten, um Kamele zu kaufen. Es schien uns zweckmäßiger, nach Jarkend zu fahren, da Aksu eine kleine Stadt ist, in der vielleicht keine Kamele zu haben waren. Gerade als wir abreisen wollten, kam ein Bote vom Konsul, welcher uns Briefe und Zeitungen brachte, jedoch keine Antwort auf das Telegramm. Dr. Hedin nahm den Boten mit. Unterwegs waren wir beide sehr betrübt, er, weil er keine Kamele hatte, ich, weil es Sonntag war, als wir reisten, und ich an die Arbeit für den Herrn dachte. Als wir abends in Aksakmaral ankamen, fragte er mich, warum ich so niedergeschlagen sei. Ich sagte ihm, daß ich heute nicht, wie es mein Beruf sei, für den Herrn hätte arbeiten können. Darauf wandte er sich zur mir mit den Worten: „Ich habe einmal mit dem Konsul über Sie gesprochen; es war eine Torheit von Ihnen, daß Sie Ihre väterliche Religion aufgaben und das Christentum annahmen." Dies unerwartete Wort erschien mir sehr hart, und ich antwortete ihm: „Wenn Sie das Verlassen der väterlichen Religion als eine Torheit betrachten, dann muß man sagen, daß auch Schweden und Russen eine Dummheit begingen, als sie ihre väterliche Religion aufgaben und Christen wurden."

Als wir am folgenden Tage von Aksakmaral abreisten, sprachen wir den Tag über kein Wort miteinander, obwohl wir nebeneinander saßen. Am Abend sagte er mir, er habe gehört, daß ich einen Brief nach Schweden über ihn geschrieben habe. Ich verneinte es und sagte, ich sei doch Tag und Nacht bei ihm gewesen; wenn ich geschrieben hätte, würde er es gesehen haben. „Mein Diener Islam sagt, daß Sie

Digitized by Google

geschrieben haben," entgegnete er. Ich bat, den Diener rufen zu lassen, da ich nicht glaubte, daß er das gesagt habe. Kurz erwiderte er: „Es ist egal."

Am dritten Tage, als wir wieder neben einander im Wagen saßen, machte er ein sehr unfreundliches Gesicht und scharrte mit den Füßen. Ich bemerkte: „Sie haben meine Mitreise selbst gewünscht; wenn sie Ihnen aber jetzt unangenehm ist, so fahre ich nicht weiter mit." „Gut," sagte er, „fahren Sie nicht mit, bleiben Sie hier." „Dann bleiben Sie bei Ihrem Worte!" war meine Antwort. Als wir am Abend in Lajlik Tee tranken, redete er mich an: „Mein Kollege, wir müssen jetzt scheiden; es ist aber besser, daß es in Freundschaft geschieht. Darum lassen Sie uns unsre letzte Tasse Tee fröhlich miteinander trinken." Beim Tee war er sehr im unklaren, ob er in Jarkend kaufen oder den Boten zum Konsul schicken und von dort Kamele mitbringen lassen solle. Der Bote konnte Kaschgar in drei Tagen erreichen; aber selbst wenn es ihm gelänge, dort Kamele zu kaufen und sofort zurückzukehren, brauchte er doch wenigstens neun Tage, um wieder an Ort und Stelle zu sein. Jarkend dagegen lag nur eine Tagesreise von Lajlik entfernt, außerdem konnte man in dieser Stadt leichter Kamele finden. Ich riet daher, nach Jarkend zu schicken, da die Zeit schon sehr vorgeschritten sei. Nach einiger Überlegung meinte Dr. Hedin, daß der Konsul in Kaschgar die Kamele vielleicht billiger bekommen werde; er wolle daher diesen brieflich bitten, Kamele zu kaufen und ihm zu schicken. Unterdessen werde er Islam nach Jarkend schicken, damit er Essen für die Menschen und Futter für die Tiere für fünfzehn Tage hole, außerdem Bleibehälter für Wasser. Ich solle ihm meinen Diener Haschim geben, damit er in dessen Begleitung die Wüste Tärim durchforsche, während die Vorbereitungen für die große Wüstenreise vor sich gingen. Bis dahin solle ich in Lajlik bleiben; nachher wolle er mir Adieu sagen, damit ich reisen könne. Islam fuhr also nach Jarkend und Dr. Hedin mit Haschim nach Tärim; nach fünf Tagen waren alle wieder in Lajlik.

Vierzehn Tage waren vergangen; aber auf den Boten warteten wir vergebens. Dr. Hedin wurde unruhig und wußte nicht, was er tun sollte. Er wollte nun über den Jarkend-Fluß nach Märket, wo der Eingang zur Wüste ist. Ich bemerkte, daß ich nach unsrer Verabredung in Lajlik bleiben müsse. Er bat mich aber, ihn doch bis Märket zu begleiten, er brauche einen Dolmetscher, um mit den dortigen Beamten zu sprechen. So ließ ich meine Bücher in Lajlik und begleitete ihn. Die Hitze war schon sehr drückend. Als der Beg, welcher uns sehr freundlich aufnahm, erfuhr, daß wir durch die Wüste wollten, erstaunte er sehr und erklärte, es sei jetzt wegen der Hitze unmöglich, Takla Mäkan zu erforschen. Vor zwei Monaten hätte man es, gehörig vorbereitet, noch wagen können. Jedoch die Einwohner, Dolang d. i. Waldleute genannt, meinten, für sie zwar sei die Wüstenreise jetzt unmöglich, aber

Digitized by Google

Dr. Hedin sei ja so gelehrt, daß er Wind und Wolken befehlen könne. Er werde vielleicht ein solches Wagnis unternehmen können. Dr. Hedin wunderte sich über den Aberglauben der Leute und merkte nicht den feinen Spott, der in den Worten lag.

Als ich Abschied nehmen und nach Lajlik zu meinen Büchern zurückkehren wollte, bat Dr. Hedin mich, ihm meinen Diener noch für vier bis fünf Tage zu überlassen, bis Islam in Jarkend Kamele für ihn gekauft habe. Er hatte nämlich schon die Hoffnung aufgegeben, sie aus Kaschgar zu erhalten. Noch vor Lajlik traf ich den Boten aus Kaschgar, aber ohne Kamele. Ich fragte ihn, warum er sich so verspätet habe und wo die Kamele seien. Er antwortete: „Ich bin ein Diener des Konsuls; ich kann nicht kommen, bevor mein Herr mich schickt. Die Kamele sind in Kaschgar teuer. Der Konsul sagt, sie seien in Jarkend billiger; Dr. Hedin solle nur dort kaufen."

Tags darauf erhielt ich von Dr. Hedin einen Brief, in dem es hieß: „Da Sie in Lajlik Ihren Diener Haschim erwarten müssen, so schlage ich vor, daß Sie, bis Islam die Kamele bringt, mit Ihren Büchern hierherkommen." Ich nahm meine Bücher und reiste nach Märket. Zuerst freute er sich, mich wiederzusehen, und erzählte mir, der Konsul habe ihm ein Empfehlungsschreiben an den Aksakal in Jarkend geschickt; diesen Brief habe er Islam mitgegeben, damit der Aksakal gute und billige Kamele kaufe. Ich entgegnete ihm, wenn die Sache von dem Aksakal besorgt werde, dann werde sie wieder sehr langsam vor sich gehen. Er meinte aber, der Konsul habe geschrieben, daß es schnell geschehen solle.

Nach zwei Tagen kam Islam zurück, berichtete, daß die Kamele in Jarkend sehr teuer seien, und fragte, ob er kaufen solle oder nicht. Dr. Hedin drang auf schnellen Kauf derselben, wieviel sie auch kosteten.

Als ich abends bei meiner Übersetzung saß und er die Zeitung las, fing er eine Disputation über die Bibel mit mir an. „Die Bibel ist ein Buch", begann er, „in welchem viel Unsinn und viel unmögliche Dinge stehen. Ich begreife nicht, wie Sie so entzückt davon sein können." „Beweisen Sie diesen Unsinn und die vielen unmöglichen Stellen!" „Paulus sagt, er habe mit Gott gekämpft. Wie konnte er mit dem unsichtbaren Gott kämpfen?" „Dies Wort steht nicht in der Bibel." „Doch, es steht so geschrieben." Ich gab ihm eine schwedische Bibel und bat ihn, mir die Stelle zu zeigen. „Ich kann jetzt die Stelle nicht finden", sagte er, „das müssen Sie wissen. Aber daß es in der Bibel steht, ist Faktum." „Als Paulus die Versammlung Christi verfolgte und auf dem Wege nach Damaskus war, offenbarte sich ihm der Herr und sprach: Saul, Saul, was verfolgst du mich! Vielleicht meinen Sie diese Stelle?" Er bejahte. „Ich kann nicht begreifen," fuhr ich fort, „warum man diese Stelle nicht versteht, da schon in der politischen

Digitized by Google

Welt die Verfolgung eines Gesandten gleichbedeutend ist mit der Verfolgung dessen, der ihn gesandt hat. In diesem Sinne konnte Jesus auch sagen: Saul, Saul, was verfolgest du mich?" Dann erging er sich gegen die Mission: „Mission ist eine ungerechte Sache, weil die Christen unter sich viel Not und Armut haben. Die Gelder, welche man für die Armen in der Heimat verwenden sollte, gibt man für die Mission, und die Missionare brauchen diese Mittel für ein fremdes Volk, das mit dem ihrigen gar nichts zu tun hat." Ich erwiderte: „Der Befehl, welchen Jesus seinen Jüngern gab, ist nicht auf ein einzelnes Volk beschränkt, sondern bezieht sich auf die ganze Welt. Wenn Sie richtig nachdenken, so werden Sie übrigens einsehen, daß diejenigen, die den Armen in der Heimat helfen, dieselben sind, die die Mission unterstützen; aber diejenigen, welche kein Herz für die Mission haben, haben es auch nicht gelernt, mit den Armen ihres Volkes zu fühlen. Die wirklich barmherzigen Leute sind nur die, welche der Bibel glauben und dem Befehle ihres Heilandes von ganzem Herzen nachzukommen suchen, sei es in der Heimat oder im Auslande." Unser Disput zog sich stundenlang hin; Dr. Hedin sagte noch viel gegen die Mission, doch ist es nicht wert, hier angeführt zu werden.

Am Tage darauf wurde er krank. Er konnte schwer schlucken, auch nur mühsam sprechen. Ich gab ihm täglich vier Eigelb mit Zucker, weiteres konnte er nicht genießen. Da sagte er: „Daß ich jetzt krank geworden bin, ist eine Strafe von Ihrem Gott dafür, daß ich gegen die Mission gesprochen habe. Sie haben gesiegt, jetzt haben Sie keinen Gegner." Während er krank lag, sah ich nach den Instrumenten und maß, während er aufschrieb, so daß die Arbeit keine Unterbrechung erlitt. In dieser Zeit meldeten sich zwei Bachschi bei Dr. Hedin und erboten sich, nach kaschgarischer Sitte den Geist der Krankheit mit ihren Musikinstrumenten zu vertreiben. Er erklärte, das sei heidnisch, ließ die Leute jedoch zwei Nächte hintereinander spielen.

Als er nach dreizehn Tagen wieder gesund war, sagte er: „Denken Sie doch — wenn Sie in Lajlik geblieben wären! Hätten Sie es vor Ihrem Gott verantworten können, mich in meiner Krankheit allein zu lassen?" Ich erklärte ihm, daß ich nur um des Evangeliums willen so viel Geduld mit ihm hätte haben und ihn so weit hätte begleiten können.

Islam war noch nicht mit den Kamelen von Jarkend zurückgekommen, und wir wußten nicht, warum er so lange ausblieb. Da erfuhr ich eines Tages im Bazar, daß er sich in Jarkend verheiratet habe. Sechzehn Tage nach seinem Aufbruch bat Dr. Hedin mich, hinzureisen und nachzusehen, wo der Diener bleibe; da es nun zu spät sei, solle man, falls noch keine Kamele gekauft seien, vielleicht nicht mehr darnach suchen. Zugleich bat er mich, die Wüstenreise doch mit ihm zu machen.

Digitized by Google

Ich erwiderte, daß es jetzt unmöglich sei; wenn es früher gewesen wäre, hätte ich es getan, jetzt aber sähe ich den Tod vor Augen, und da diese Unternehmung keine Arbeit für den Herrn sei, dürfe ich mein Leben nicht wider bessere Erkenntnis aufs Spiel setzen. Ich riet auch ihm, die Reise jetzt aufzugeben. „Da Sie beabsichtigen, auch das umliegende Gebirge zu durchforschen, so bitte ich Sie, tun Sie das jetzt. Im Herbst können Sie wieder herkommen und dann die Wüste besuchen. Unter diesen Umständen könnte ich Ihnen jetzt und später gern folgen."

Er veranlaßte mich nun, nach Jarkend zu reisen und nachzusehen, ob schon Kamele gekauft seien. Darnach wollten wir überlegen, was zu tun sei. Da es am Tage wegen der Hitze beschwerlich war, ritt ich in der Nacht und langte am Morgen in Jarkend an. Ich sah, daß viele Kamele zu haben waren, aber der Aksakal hatte noch nicht gekauft. So schickte ich einen Boten zu Dr. Hedin und ließ fragen, ob noch Kamele gekauft werden sollten. Die Antwort lautete bejahend. Ich wartete, bis die Kamele gekauft und sämtlich außerhalb der Stadt waren; dann kehrte ich nach Märket zurück.

An jenem Abend versuchte Dr. Hedin wieder, mich zu bewegen, daß ich mit ihm reise. Ich weigerte mich jedoch. Da überreichte er mir drei Briefe, für den Konsul, Mr. Macartney und Högberg. Er gab sie mir mit der Bemerkung: „Nehmen Sie diese Briefe mit nach Kaschgar; alle drei sprechen gegen Sie. Sie werden in Kaschgar keine Ruhe haben, weil Sie nicht mitkommen wollen. Wenn Sie aber Ihren Entschluß ändern, werde ich diese Briefe zerreißen und viel Gutes über Sie in meinem Buche schreiben." Ich nahm die Briefe und sagte ihm, daß ich sie abgeben lassen werde. Im übrigen fürchtete ich mich nicht, wenn ich nur nicht gegen bessere Überzeugung handelte.

Dr. Hedin schickte sich nun zur Abreise an. Es war schwer, zwei Diener für die Kamele zu finden. Endlich mietete er unter großen Versprechungen zwei Leute, die in Schulden steckten. Es bestand nämlich das Gesetz, daß, wer seine Schulden nicht bezahlen könne, selbst dem Gläubiger als Eigentum zufalle und verkauft werden dürfe. Zum Schluß bat Dr. Hedin mich, ihm meinen Hund Hämrah zu geben, da er treu und wachsam war. Ich wartete, bis er abgereist war und kehrte dann nach Lajlik zurück. Dort angekommen, schrieb ich einen Brief an Högberg und schickte diesen sowie die Briefe von Dr. Hedin durch Haschim nach Kaschgar. Högberg schrieb zurück, daß ich nicht recht gehandelt habe, indem ich nicht mit ihm weitergereist sei; Dr. Hedin habe an den Konsul und Mr. Macartney geschrieben und beide seien empört über mich; ich werde in Kaschgar keine Ruhe mehr haben und keine Postsendungen vom Auslande mehr erhalten, da die Post ja in den Händen dieser beiden Männer liege. Nur Pater Henrichs sei auf meiner Seite.

Digitized by Google

Ich blieb in Lajlik, Dr. Hedin aber reiste in die Wüste Takla-Mäkan. Am zweiten Tage verließ ihn mein Hund und kehrte wieder zu mir zurück, am vierten blieben zwei Leute und vier Kamele liegen, und er verlor viel Geld und Instrumente. Er selbst und sein Diener Islam belasteten zwei Kamele mit den nötigsten Sachen und ritten noch eine Tagereise weiter. Dann aber verloren sie auch die letzten Kamele und konnten nur das eigne Leben retten; halb tot kamen sie auf den Weg von Chotän nach Aksu, wo sich reisende Chinesen ihrer annahmen. Der Verlust wurde auf etwa 30000 Rubel taxiert, und zwei Menschenleben waren geopfert.

Unterdessen arbeitete ich in Lajlik, einem Dörfchen mit etwa fünf Häusern, in der Stille an meiner Übersetzung. Die Bewohner des Ortes heißen Dolang d. i. Waldleute; ihre Sprache ist ein reines Türkisch. Am Tage waren sie bei ihrer Arbeit, und ich saß am Ufer des Jarkend-Flusses und arbeitete im Schatten der Bäume; abends aber versammelten sie sich um mich und verlangten, daß ich ihnen vorlese. Dann las ich aus der Heiligen Schrift und erklärte ihnen das Wort Gottes. Ich übersetzte dort das Johannesevangelium. Nach einem Monat kam der früher erwähnte Münschi Abdurrahman aus Maralbaschi. Dieser alte Muhammedaner stammte, wie schon gesagt, aus Indien. Er war ein merkwürdiger Mann, ein altes Original. Obwohl er siebzig Jahre alt war und eine Frau hatte, wollte er sich nochmals verheiraten und tat es auch trotz meines Abratens. Er hatte keine ordentliche Arbeit, sondern ernährte sich mit Wahrsagen und Schreiben von Amuletten. Nachdem er sich in Jarkend verheiratet hatte, kam er wieder nach Kaschgar und lag eine Zeitlang schwer krank im Hofe des Mr. Macartney, der gerade verreist war. Ich schickte ihm Speise und ließ ihn durch meinen Diener versorgen. Nachdem er gesund geworden, reiste er wieder ab, eine Bibel, die ich ihm geschenkt hatte, mit sich nehmend. Er hatte zwei weiße Hunde und ein starkes Pferd, das außer ihm niemand bändigen konnte. Wenn er ritt, saßen die beiden Hunde vor ihm auf dem Pferde. Er liebte seine Tiere sehr; da aber nach muhammedanischem Gesetz die Hunde unrein sind, so wurde er oft von muhammedanischen Geistlichen getadelt, jedoch umsonst. Um sich zu entschuldigen, sagte er, der Hund stamme von Adam ab, er sei entstanden, als dieser nieste. Als er nach Lajlik kam, hatte er nur noch einen Hund bei sich; da ich nach dem andern fragte, flossen seine Tränen. „Er ist gestorben, und ich habe ihn begraben," sagte er. Er bat mich um Arbeit, und da er sehr schön und kunstvoll schreiben konnte, gab ich ihm meine Übersetzung zum Abschreiben. So blieb er eine Woche bei mir und half mir. Darnach bat er, nach dem Städtchen Märket ziehen zu dürfen; er könne dort mit seinen Tieren billiger leben. Jede Woche wolle er kommen, seine Arbeit bringen und neue mitnehmen. Nach zwei Wochen kam er

Digitized by Google

zurück und bat mich, mit ihm nach dem Dorfe Schabtschi bei Jarkend zu kommen. Man könne Papier und alles andre Material, das wir zu unsrer Arbeit brauchten, gut in Jarkend bekommen. Als ich von Lajlik abreiste, baten mich die Leute unter Tränen, wiederzukommen und ihnen wieder die „guten Worte" zu sagen. Unterwegs kamen wir in ein Dorf, wo uns zwei Frauen besuchten, die Anliegen an den Münschi hatten. Die eine wünschte ein Amulett, damit sich ein Mann, der schon verheiratet war, in sie verliebe; und die andre wünschte einen Zauberspruch von ihm, damit Zwietracht entstehe zwischen einem Mann und seiner Frau. Er versprach alles, was sie wünschten, wenn sie ihm zwei Tenge gäben, d. h. 20 Pfennige. Er bat mich um Papier, um das Gewünschte aufzuschreiben; ich aber machte ihm auf persisch Vorstellungen, er solle doch endlich von solchem Betrug ablassen, umsomehr, da er nun schon so lange die Bibel lese. Aber er fuhr fort, um das Papier zu betteln; er wolle Geld verdienen, um davon Gerste für sein Pferd zu kaufen. Ich sagte: „Gerste für Ihr Pferd will ich Ihnen geben, jedoch nicht Papier für solche Dinge."

Als wir nach Schabtschi kamen, wurden wir sehr freundlich empfangen; der alte Münschi aber erkrankte am Fieber und lag danieder. Da er ein wenig medizinische Kenntnisse hatte, schrieb er sich selbst Rezepte, und wir brachten ihm aus Jarkend die gewünschte Arznei, doch sie half nicht. Nachdem wir seine alte Frau und seinen Schwiegervater hatten kommen lassen, starb er nach langen Qualen. Nach seinem Tode wollte sein Hund tagelang nicht fressen, und sein Pferd ließ niemand an sich heran. Ich blieb in Schabtschi in einer Familie Darugham und hatte Stille und gute Gelegenheit, meine Arbeit fortzusetzen. Die Leute dort waren gut und freundlich und hörten gern das Wort Gottes. Auch hatte ich im täglichen Umgang mit ihnen gute Gelegenheit, alle Ausdrücke ihrer Sprache von ihnen zu hören.

Als ich eines Tages nach Jarkend ritt, um Einkäufe zu machen, erfuhr ich, daß Mirsa Jussuf nach seiner Hochzeit mit Anna Nyström dorthin gekommen sei, um ein Haus für unsre Mission zu bauen. Ich kehrte in mein Dorf zurück, ohne ihn zu sehen. Nach einigen Tagen erhielt ich einen Brief von Högberg, in welchem er mich bat, wegen einer Besprechung zu ihm nach Chanarik zu kommen. Zugleich kam ein Brief von Jussuf, der sich entschuldigte und um Verzeihung bat, daß er mir Sorge gemacht habe. Ich reiste nach Chanarik und traf Högberg, der von Kaschgar kam und sehr betrübt war. Er las mir einen Brief von Dr. Eckmann vor, in dem es hieß: „Ich habe eure beiden Briefe erhalten und mit einander verglichen und muß sagen, daß alles, was Johannes schreibt, richtig ist. Ohne Feuer kein Rauch. Du mußt im Einverständnis mit ihm leben und alles mit ihm durchsprechen, was du vornehmen willst. Anna Nyströms und Jussufs Benehmen kann der

Digitized by Google

Mission nur schaden; darum soll Anna sogleich nach Schweden zurückkehren und Mirsa Jussuf nach Persien gehen." „Was sollen wir tun," sagte Högberg, „ich habe die Leute ja schon verheiratet. Wir können Mirsa Jussuf nicht zwingen, nach Persien zu gehen, und seine Frau nicht, sich von ihm zu trennen: ich hatte ohnehin einen schweren Stand mit ihm und schickte ihn deshalb nach Jarkend. Wenn er ein Feind unsrer Mission wird, so kann er uns viel Schaden tun. Schreibe du an Dr. Eckmann, wie die Sache jetzt steht und daß wir nichts tun können. Du mußt auch Mirsa Jussuf als Christ vergeben, nun er sich demütigt." Ich sagte: „Er hat nicht an mir, sondern am Werke des Herrn gesündigt, und du hast das Ganze durch deine Unvorsichtigkeit verschuldet." Als er aber fortfuhr zu bitten, schrieb ich an Dr. Eckmann. Högberg riet mir, jetzt nicht nach Kaschgar zurückzukehren, da Dr. Sven Hedin den Konsul und Mr. Macartney gegen mich aufgehetzt habe; ich könne nicht mit dem Auslande korrespondieren. So kehrte ich gern nach Schabtschi zurück. Eines Tages kam Mirsa Jussuf mit zwei Leuten aus Kaschmir zu mir und lud mich nach Jarkend ein. Ich ritt zu ihm und sah, daß er ein Grundstück gemietet und Fundamente gelegt hatte. Aber er hatte viel Streit und Ärgernisse aller Art, und man wollte ihn hindern, weiter zu bauen. Nun bat er mich, einige Tage dort die Aufsicht zu führen, während er nach Kaschgar reise, um Geld zu holen. Er kam aber nicht wieder, und Högberg schrieb mir, da Jussuf nicht kommen könne, solle ich den Bau zu Ende führen. Ich blieb etwa ein halbes Jahr in Jarkend, bis der Bau beendet war, und kehrte dann nach Kaschgar zurück.

Digitized by Google

Siebzehntes Kapitel.

Letzter Aufenthalt in Kaschgar.

Als ich den Bau in Jarkend beendet hatte und nach Kaschgar zurückkam, wünschte ich, meine schon vor einem Jahr beabsichtigte Erholungsreise anzutreten, und sagte Högberg, daß er um Urlaub für mich an Dr. Eckmann schreiben solle, da ich keine Verbindung mit Europa hatte. Er antwortete jedoch, ein Brief sei nicht nötig, da er zu bestimmen habe; er seinerseits erlaube aber nicht, daß ich reise, da kein Geld vorhanden sei. Wenn ich durchaus fort wolle, müsse ich aus der Mission austreten. Nachdem ich einen Tag überlegt hatte, was zu tun sei, sagte ich ihm: „Gut, ich werde ausscheiden." Darauf schrieb er auf ein Papier einige Zeilen, deren Inhalt war, daß nicht er, Högberg, mich veranlaßt habe, auszutreten, sondern daß ich freiwillig gegangen war. Dies mußte ich unterschreiben. Ich bat ihn nun um die für mich bestimmten hundert Rubel für die Reise nach Tiflis, von wo ich nach Kaschgar gekommen war. Als ich mir am folgenden Tage das Geld holen wollte, um meine Reisevorbereitungen zu treffen, sah ich, daß Högberg sich ebenfalls anschickte zu reisen und zwar nach Schweden; infolgedessen hatte er kein Geld für mich übrig; er versprach jedoch, es mir aus Schweden zu schicken. Ich bat ihn, noch einige Tage zu warten und meine Übersetzung mitzunehmen, die nur noch einmal durchgesehen werden mußte; aber er erklärte, er könne darauf nicht mehr warten. So ritt ich ihm voraus, und jeden Abend, wenn er auf einer Station anlangte, war ich schon einige Stunden vor ihm dort und hatte einen Teil der Übersetzung durchgesehen. So beendete ich meine Arbeit während dreier Tagereisen. Er nahm die drei Evangelien mit — das Matthäusevangelium war schon vorher geschickt worden —, um sie der Bibelgesellschaft zu übergeben.

Nachdem ich Högberg so weit begleitet hatte, ritt ich nach Kaschgar zurück. Meine Geldmittel beliefen sich damals nur noch auf etwa zehn Rubel. Natürlich konnte ich davon nicht längere Zeit leben und sah mich gezwungen, von indischen Kaufleuten Geld zu leihen. Inzwischen arbeitete ich weiter an der Übersetzung des Neuen Testamentes, bis ich das Geld aus Schweden erhielt.

Digitized by Google

Nach drei Monaten schickte Högberg mein Reisegeld. Zu gleicher Zeit schrieb er an seine Frau, sie solle die indischen Kaufleute rufen, ihnen meine Schulden bezahlen und ihnen zugleich sagen, daß sie mir nichts mehr borgen sollten, da ich von keiner Seite Geld zu erwarten hätte. Die Kaufleute nahmen aber das Geld nicht an, sondern erklärten, daß sie nicht ihr das Geld geborgt hätten; außerdem hätten sie mich bereits drei Jahre gekannt, bevor Högberg und Frau nach Kaschgar kamen. Ferner meinten sie, es sei nicht nötig für sie, zu wissen, ob ich Geld zu erwarten habe oder nicht; jedenfalls brauche sie sich nicht zu beunruhigen, ob ich bezahlen könne. Dann kamen sie, um mir diese Unterredung mitzuteilen, und erboten sich, mir soviel Geld zu leihen, wie ich brauchte.

Man gab mir also das Geld, aber nach Bezahlung meiner Schulden blieb so wenig übrig, daß ich nicht reisen konnte. Ich erwartete jedoch das Geld für meine Übersetzung. Als ich eines Tages von Kaschgar nach einem Dorfe ritt, um dort in Ruhe zu arbeiten, scheute mein Pferd vor einem chinesischen Wagen; ich fiel herunter und brach das rechte Bein. Auf einer Tragbahre brachte man mich nach Kaschgar zurück. Die Schmerzen waren sehr stark, auch war das gebrochene Glied geschwollen. Am folgenden Tage kamen Pater Hendrichs und der englische Arzt aus Indien, Dr. Tschragadin. Sie untersuchten mein Bein und sagten, daß keine Heilung möglich sei, wenn dasselbe nicht amputiert werde. Da ich mich nicht dazu entschließen konnte, schickte ich zu einem russischen Arzt, welcher sich für die russischen Soldaten in Kaschgar aufhielt. Er untersuchte mein Bein, sagte jedoch nichts Bestimmtes, da der englische Arzt die Amputation beschlossen hatte. Darauf fragte ich, ob es in Kaschgar nicht einen Synykdschi gebe, einen Mann, der, obwohl er nicht studiert hat, Erfahrung in der Behandlung gebrochener Glieder besitzt. Man brachte mir einen 95 Jahre alten Mollah, der nun, obwohl er ziemlich weit entfernt von mir wohnte, jeden dritten Tag zu mir kam. Nach sorgfältiger Untersuchung erklärte er, daß das Bein nicht nur gebrochen, sondern auch aus dem Hüftgelenk getreten sei; wenn es ihm gelinge, dasselbe wieder in die richtige Lage zu bringen, so biete das Weitere keine Schwierigkeiten mehr, da der Bruch nicht sehr gefährlich sei. Zwar werde es ein paar Monate dauern, aber das Bein werde geheilt werden. Er nahm nun zwei junge Leute zu Hilfe und brachte in wenigen Minuten das Bein wieder in die richtige Lage, was mir freilich viel Schmerzen verursachte. Dann nahm er zwanzig Eier und schüttete das Eigelb in eine, das Eiweiß in eine andere Schale. Mit einem fünf Meter langen Leinentuch, das er in das Eigelb getaucht hatte, umwickelte er mein Bein und legte ein zweites mit dem Eiweiß getränktes Tuch darüber; darauf band er mit einer Schnur zwei ganz dünne Bretter. Dann band er mich selbst fest, damit ich einige Tage nicht sitze, sondern nur liege. Jeden dritten

Digitized by Google

Tag zog er die Schnur wieder fest, und alle vierzehn Tage legte er neue Verbände an. Als Diät verordnete er nur Weißbrot und Milch. Nach vierzehn Tagen konnte ich sitzen und nach zwei Monaten, auf Krücken gestützt, gehen. Bis zu meiner völligen Wiederherstellung vergingen vier Monate.

Als die Europäer in Kaschgar hörten, daß ich meinen Fuß von einem alten Türken behandeln lasse, wunderten sie sich sehr und meinten, es sei doch merkwürdig, daß ich in Europa gewesen sei und nicht wisse, daß die europäischen Ärzte mehr verständen als diese Pfuscher. Es werde nichts nützen; wenn ich das Bein nicht amputieren lasse, werde auch das andre krank werden. Um mich zu überzeugen, erzählte man mir von einem russischen Prinzen namens Kniaz Galitzi, der vor kurzem aus Indien gekommen und nach Petersburg gereist sei. Dieser hatte auch das Bein gebrochen; wenn es möglich gewesen sei, ihn auf diese Weise zu heilen, so hätte man es sicher getan, anstatt daß er jetzt mit einem Holzfuße herumgehen müsse. Ich erzählte das meinem alten Doktor. Er antwortete: „Ich kann Ihnen Jarim-Pascha (Halb-Prinz) — so nannte man Kniaz Galitzi in Kaschgar — nicht zeigen; aber ich kann Ihnen Leute zeigen, die ihr Bein schlimmer gebrochen hatten als Sie, jetzt aber gesund umhergehen. Sie werden wieder gesund werden, und es wird nicht sehr zu sehen sein, daß Sie hinken." Für seine Behandlung bekam er einen meiner alten Mäntel, der einen Wert von etwa 30 Mark hatte, und war sehr dankbar dafür.

Auch während dieser Monate arbeitete ich an meiner Übersetzung. Nach meiner Wiederherstellung las ich Muhammedanern die Arbeit vor und revidierte sie. Nachdem sie endgültig beendigt war, reiste ich im Februar 1897 von Kaschgar ab. Die mir zugesagten 300 Rubel für die Übersetzung hatte ich bisher nicht erhalten; Högberg, der inzwischen zurückgekehrt war, hatte mir provisorisch die Übersetzung des Römerbriefes für 100 Rubel abgekauft. Da jedoch diese Summe für meine Reise nicht ausreichte, mußte ich bei indischen Kaufleuten Schulden machen, die ich von Baku aus zurückzahlte.

Digitized by Google

Achtzehntes Kapitel.

Reiseerlebnisse.

Wenn man von Ost- nach Westturkestan reisen will, wählt man am besten den Winter. Freilich ist es dann sehr kalt, doch kann man sich dagegen durch warme Kleidung schützen, während die Reise im Frühjahr und im Sommer wegen der reißenden Ströme und der häufigen Schneerutsche sehr gefährlich ist. Für vierzehn Tage nahmen wir Lebensmittel für Menschen und Tiere mit, obwohl die Karawanen bei ungehinderter Reise gewöhnlich in neun bis zwölf Tagen Osch erreichen. Am fünften Tage gelangten wir nach Ergetschdam an der russischen Grenze, wo die eigentliche Gebirgssteigung beginnt. Es regnete und war sehr stürmisch. Da wir zwei Tage warten mußten, nahmen die russischen Beamten mich sehr freundlich auf.

Nach Überschreitung des Passes gelangten wir in ein kirgisisches Dorf, Sofininki. Da wir Osch nicht in vierzehn Tagen erreichen konnten, wollten einige Leute dort Einkäufe machen; aber die Kirgisen hatten kein Brot, und Milch konnte uns gegen die Kälte nicht viel helfen. Es gelang uns endlich, ein Kilo Talg zu finden, welches, geschmolzen und mit Reis, den wir noch übrig hatten, vermischt, uns für die letzten zwei Tage Nahrung bot. Von Osch kam ich in drei Tagen zu Wagen nach Chokänd, einer Stadt mit etwa 200 000 Einwohnern. Hier blieb ich einige Tage bei einem armenischen Kaufmann, um so billig wie möglich nach Samarkand zu gelangen.

In dieser Zeit machten viele Muhammedaner die Pilgerfahrt nach Mekka. Mit einem derselben und dessen Sohn legte ich für sechs Rubel den siebentägigen Weg nach Samarkand zurück. Mein Begleiter, ein sehr merkwürdiger Mann, war aus Margelan. Als wir am ersten Abend in einer Station anlangten, ging ich mit den Hadschis (Mekkapilgern) in den Karawanserai. Mein Reisegefährte aber blieb im Wagen und verrichtete dort „Sikr“ (d. h. er rief unaufhörlich das Wort „Allah“ mit eigentümlicher Artikulation). Er wollte damit die Aufmerksamkeit seiner Gefährten auf sich ziehen, damit sie seine Frömmigkeit sähen und ihm Essen schickten. Am dritten Tage begannen wir, uns etwas zu unterhalten. Ich führte das Gespräch herbei, besonders, da ich bemerkte,

Digitized by Google

daß Vater und Sohn in Uneinigkeit mit einander lebten. Der Muhammedaner erzählte, daß er in Margelan Verwalter eines heiligen Ortes gewesen sei; man nenne ihn Ischan (religiöser Häuptling). Seit langen Jahren habe er den Wunsch gehabt, nach Mekka zu pilgern; da er jedoch kein Vermögen besessen habe, sei die Pilgerfahrt unterblieben. Jetzt habe er sein Haus verkauft, seine Frau entlassen und so die Mittel zur Reise gewonnen. Diesen Sohn habe er mitgenommen. Sie wollten nicht wieder zurückkehren, sondern am heiligen Orte sterben. Ich wünschte, daß Gott ihm ein gutes Ende dieser Fahrt geben möge, und fragte, ob er noch andere Kinder zurückgelassen habe. Er bejahte es, ein Mädchen von fünf Jahren, eins von acht Jahren und einen kleinen Sohn. Da er sah, daß ich darauf nicht antwortete, sondern meinen Gedanken nachhing, fragte er nach meiner Ansicht über seine Handlungsweise. Ich sagte ihm: „Nach Ihrem Gesetz haben Sie nicht richtig gehandelt. Der Islam hat für die Menschen fünf Pflichten bestimmt: Fasten, Gebet, Glaubensbekenntnis, Pilgerfahrt und Almosengeben. Die drei ersten gelten für alle Menschen, die beiden letzten nur für die Reichen. Da Sie aber nicht reich sind, haben Sie kein Recht, diese Pilgerfahrt zu unternehmen. Was wird Ihre Frau jetzt mit den drei kleinen Kindern tun, da Sie auch Ihr Haus verkauft haben?" Er entgegnete: „Ich habe meine Frau entlassen. Sie hat das Recht, eine andere Ehe einzugehen." „Gut, aber was werden die Kinder tun? Sie kann dieselben doch nicht mit in die Ehe nehmen. Wo wird sie sie lassen?" Er meinte: „Allah kerim dir (Gott ist gnädig)." Da sagte ich: „Der Barmherzige liebt aber nicht' Menschen, die unbarmherzig sind. Sie nehmen Ihrer Frau und den Kindern Brot und Obdach in diesem harten Winter, um es den wilden Arabern zu geben, die Räuber sind. Durch solche Handlungsweise wollen Sie ein Gott wohlgefälliges Werk zustande bringen? Überlegen Sie, ob Ihr Gewissen Sie nicht anklagen wird." Bis Samarkand sprach ich in milder Weise mit ihm über sein Verfahren. Zuletzt sagte ich ihm: „Ihre Pilgerfahrt soll dorthin sein, wo Ihre Frau und Ihre Kinder sind; das wird Gott wohlgefällig sein." Das Resultat war, daß er mir dankte und beschloß, wieder umzukehren und Frau und Kinder wieder aufzunehmen. Mit Tränen nahm er Abschied von mir und bat mich, wenn ich wieder einmal nach Turkestan käme, ihn doch zu besuchen; er habe viel von mir gelernt.

An der chinesisch-russischen Grenze hatten die Soldaten mir einen Brief gegeben, den ich in Samarkand abliefern sollte. Als ich mich zu diesem Zweck früh am Morgen nach dem russischen Teile der Stadt begeben wollte, begegnete mir ein Pristaw. Er sah mich an und sagte: „Wi Ewree! (Sie sind ein Jude.)" Ich entgegnete: „Nein, ich bin kein Jude!" — „Doch", sagte er, „Sie sind ein Jude. Woher kommen Sie? Wo ist Ihr Paß?" Ich antwortete ihm, ich sei ein Christ; mein

Digitized by Google

Paß läge bei meinen Sachen in dem Karawanserai, er möge kommen und ihn besichtigen. Er weigerte sich jedoch und nahm mich mit nach der Polizei. Dort angekommen, ließ er mich unter Aufsicht eines Gensdarmen vor der Tür, während er selbst hineinging. Vergebens bat ich den Gensdarmen, mich in den Karawanserai zu schicken, damit ich meinen Paß vorzeigen könne; mein Zug fahre am Mittag. Er schlug meine Bitte ab und sagte mir, daß ich warten müsse, bis der Natschalnik komme. Hungrig und durstig wartete ich, bis dieser endlich um zwölf Uhr kam. Man ließ mich jedoch nicht vor. Durch die Leute, die in das Polizeigebäude hineingingen, ließ ich den Natschalnik bitten, daß er mich rufen lasse, und endlich wurde ich vor den Beamten geführt. Im selben Augenblick kam auch der Kadi von Samarkand. Der Pristaw wiederholte nun seine Behauptung, ich aber sagte: „Ich bin ein Christ aus Persien. Warum haben Sie mich so lange behalten und mir nicht einen Soldaten mitgegeben, daß ich ihm den Paß vorzeigen konnte?" „Sie sind ein Jude", war die Antwort. Der Natschalnik bat den Kadi zu untersuchen, ob ich wirklich ein Christ sei und aus Persien stamme. Nachdem dieser ungefähr zehn Minuten persisch mit mir gesprochen hatte, sagte er zu dem Beamten: „Ich kann bezeugen, daß er die Wahrheit gesagt hat." Nun befahl der Natschalnik mir, am Abend dem Kadi meinen Paß zu bringen, das werde genügen. Als ich dankte und fortgehen wollte, sagte der Pristaw erbittert: „Er ist doch ein Jude!"

Von Samarkand gelangte ich mit der Bahn in sechs Tagen nach Grasnawosky am Kaspischen Meere, nachdem ich mich noch zwei Tage unterwegs aufgehalten hatte, um an verschiedenen Orten zu predigen. In Grasnawosky stieg ich ins Schiff, um nach Baku zu fahren. Da es sehr stürmisches Wetter war und unser Schiff dadurch sehr litt, kamen wir anstatt nach einem, erst nach drei Tagen in Baku an. Hier revidierten die russischen Beamten das Gepäck. Ich fürchtete für meine Bücher. Als ich früher einmal von Persien nach Rußland reiste, hatte man mir nämlich Bücher im Werte von etwa 100 Mark fortgenommen mit der Begründung, sie zum Zensor schicken zu wollen; ich habe sie aber bis jetzt noch nicht zurückerhalten. Obwohl die Grenzbeamten sehr freundlich waren, war ich doch besorgt, daß es mir ebenso gehen könne. Aber der Herr fügte es, daß die Umstände uns zu Hilfe kamen. Es war Brasnick (Feiertag), so daß die Beamten nicht alle kommen konnten, und außerdem war es sehr windig und kalt, so daß sie sich nicht lange aufhielten, sondern nur oberflächlich nachsahen. So rettete ich meine Bücher.

In Baku blieb ich einige Tage und legte vor den dortigen evangelischen Brüdern Zeugnis für den Heiland ab. Dann fuhr ich nach Schuscha, wo ich eine Woche bei Freunden verweilte. Das nächste Reiseziel war Schemacha, wo ich mich vorher angemeldet hatte, um in

Digitized by Google

der armenisch-lutherischen Kirche zu predigen. Ich wurde herzlich empfangen, aber gleich darauf wegen Visierung meines Passes nach der Polizei gebracht. Als der Pristaw erfuhr, daß ich am Sonntag predigen wollte, sagte er mir: „Dann muß ich Sie als Gefangenen, von Soldaten eskortiert, zurückschicken; Sie dürfen es nicht, müssen vielmehr vorher abreisen. Es ist Ausländern nicht erlaubt, hier an einem Feiertag zu predigen." So predigte ich am Freitag Abend und fuhr am Sonnabend weiter nach Tiflis. Dort sah ich meinen alten Freund Pastor Keworkian wieder und suchte auch Herrn Steinbrecher, den Agenten der Britischen Bibelgesellschaft, auf. Nachdem ich mit ihm über den Druck meiner Übersetzung gesprochen hatte, schrieb ich nach London, daß, dem Auftrage der Gesellschaft gemäß, die Übersetzung des gesamten Neuen Testaments fertig sei. Man antwortete mir, daß erst die vier Evangelien gedruckt werden müßten, von der mehr oder weniger guten Verbreitung derselben hänge es ab, ob auch der übrige Teil gedruckt werden solle. Diese Antwort befriedigte mich nicht, erstens, weil mir schriftlich aufgetragen worden war, das gesamte Neue Testament zu übersetzen, ferner, weil ich aus Erfahrung wußte, daß es besser ist, statt einzelner Teile das ganze Testament auf einmal zu verbreiten und endlich, weil ich es für meine Pflicht ansah, die Schrift sobald wie möglich in die Hände des Volkes zu legen, dessen Sprache ich mit Gottes Hülfe so gut gelernt hatte, zumal ich wußte, welch großes Verlangen nach dem Worte Gottes unter den Kaschgaren herrscht. Ich hätte die Kosten des Druckes gern selbst getragen, wenn ich die Mittel dazu besessen hätte. Es war mir unbegreiflich, weshalb die Bibelgesellschaft die Sache jetzt aufschob. Zum zweiten Male schrieb ich nach London und legte in meinem Briefe alle oben erwähnten Punkte dar. Zugleich bemerkte ich, wenn die Gesellschaft es wünsche, wolle ich die Korrektur lesen und für die Übersetzung kein Geld nehmen, damit nur das Wort so schnell wie möglich unter die Kaschgaren komme.

Digitized by Google

P. Joh. Awetaranian und Frau Helene geb. von Osterroth.

Digitized by Google

Neunzehntes Kapitel.

Eine neue Bekanntschaft und ihre Folgen.

Während ich auf die Antwort wartete, wurde ich mit dem deutschen Pastor Hansen bekannt, mit dem ich verschiedentlich über meine Angelegenheit sprach. Er riet mir, mich mit Pastor Faber in Verbindung zu setzen, der in nächster Zeit auf der Durchreise nach Persien in Tiflis erwartet werde. Er sei Leiter einer Muhammedanermission gewesen. Ich befolgte diesen Rat. Pastor Faber begegnete mir freundlich, interessierte sich für mich und meine Sache und versprach mir, wegen der Bibelübersetzung umgehend nach London zu schreiben. Alsdann bat er mich, ihn für zwei Monate nach Persien zu begleiten, da er außer dem jungen armenischen Arzt, den er bei sich hatte, einen Mann brauchte, der mit den dortigen Verhältnissen vertraut war. Da er mir seinerseits tatkräftige Hilfe versprochen hatte, außerdem auch mein Aufenthalt in Tiflis augenblicklich von keinem besonderen Nutzen war, willigte ich ein und reiste zunächst mit ihm nach Eriwan. Hier mußte er eine Geldsendung aus Deutschland erwarten. Während dieser Zeit wollte er den bisher von Tag zu Tag aufgeschobenen Brief schreiben. Außerdem beabsichtigte er, in Karakojunly in der Nähe von Eriwan einen Stein mit Keilinschrift zu erwerben, von dem man ihm erzählt hatte. Zu diesem Zweck setzte ich mich mit einem Muhammedaner in Verbindung, welcher versprach, die Sache mit dem Manne, in dessen Acker der Stein lag, zu ordnen. Jedoch bat er Pastor Faber, sich nicht weiter hineinzumischen, da es nur zu seinem Nachteil gereichen würde. Ich benutzte den Aufenthalt, den unsere Reise erlitt, um die Gemeinden in der Nähe von Eriwan zu besuchen, in denen ich früher gearbeitet hatte. Als ich nach vierzehn Tagen zurückkam, war meine erste Frage an Pastor Faber, ob er nach London geschrieben habe. Er antwortete, er wolle es jetzt tun, und fing auch sofort mit Bleistift an zu schreiben. Der Muhammedaner hatte inzwischen in Karakojunly den Stein gekauft und von zwei Baumeistern den wertvollen Teil mit der Inschrift abschlagen lassen. Die mehrere Meter hohe und breite Platte wurde dann zu Wagen nach Tiflis befördert, um von dort per Bahn nach Deutschland gebracht zu werden.

Digitized by Google

Während dieser Zeit war es schon recht heiß geworden, und Pastor Faber hatte unter den Insekten so zu leiden, daß er mir eines Tages erklärte, er könne jetzt nicht weiter reisen, sondern wolle nach Deutschland zurückkehren und später wiederkommen. Kurze Zeit darauf verließ er Eriwan, nachdem er mich gebeten hatte, ihm nach Deutschland zu schreiben.

Ich hatte auf meinen Brief nach London dieselbe ablehnende Antwort erhalten wie das erste Mal. So hielt auch mich nun nichts mehr in Kaukasien, und da einige Brüder mich mit Geldmitteln unterstützten, konnte ich im Sommer nach Stockholm reisen. Einen Sonntag hielt ich mich in Petersburg auf und besuchte den dortigen Vertreter der Britischen Bibelgesellschaft, Dr. Nickelson. Dieser war sehr freundlich und erkundigte sich angelegentlich nach Kaschgar und der Übersetzung, da die Verbreitung der Schrift in Kaschgar in seiner Hand lag.

In Stockholm angekommen, fand ich ein Telegramm von Pastor Faber vor: „Kommen Sie nach Deutschland, ich werde die Übersetzung drucken lassen." Ich ging nun zunächst zu Dr. Eckmann und sprach mit ihm über die ganze Angelegenheit. Er meinte, die Sache mit Faber verstehe er nicht; er rate mir aber, zuerst nach London zu reisen und, sobald dort alles geordnet sei, in Deutschland den Druck zu veranlassen. Diesem Rate folgte ich. In London besuchte ich den schwedischen Missionar Engvall und ging mit ihm zu Dr. Wright, dem Direktor der Bibelgesellschaft, nachdem wir erst viel Mühe gehabt hatten, diesen zu finden. Aber alle meine Bemühungen waren vergebens. Er sagte mir: „Wir haben beschlossen, die vier Evangelien zu drucken. Bevor der übrige Teil gedruckt wird, müssen wir erst sehen, was für eine Aufnahme die Evangelien finden, die jetzt in Leipzig unter der Presse sind. Es wäre gut, wenn Sie nach Deutschland reisten, um die Korrektur zu lesen."

So fuhr ich im Herbst 1898 von London nach Berlin. Da ich dort völlig unbekannt war, suchte ich Pastor Faber auf. Er kam mir wie bei unsrer ersten Begegnung sehr freundlich entgegen und war mir in jeder Weise behülflich. Auf seine Veranlassung hielt ich verschiedentlich Vorträge über die Mission in Kaschgar, und ihm verdanke ich meine Beziehungen zu den gläubigen Kreisen in Deutschland. Als ich der deutschen Sprache etwas mächtig geworden war, machte ich auch Reisen und gewann der Arbeit überall Freunde. Faber selbst suchte durch Wort und Schrift weitere Kreise für dieselbe, insbesondere auch für meine Bibelübersetzung zu interessieren. Durch ihn machte ich auch die Bekanntschaft des Sprachgelehrten Dr. Andreas, mit dessen Hilfe ich meine Übersetzung noch einmal revidierte unter Zugrundelegung des Urtextes.

In dieser Zeit kam Pastor Amirchanjanz nach Berlin. Als er hörte, daß ich mit Faber in Verbindung stehe, warnte er mich nach-

Digitized by Google

drücklich. Er sagte mir, daß Fabers pekuniäre Verhältnisse nicht klar seien; außerdem habe er in Rußland einen Stein gestohlen. Daß Faber allein stand und nicht, wie ich früher geglaubt hatte, einem Komitee angehörte, hatte ich zwar selbst schon gesehen. Da ich aber nur Freundlichkeit von ihm erfahren und, was den Stein betraf, den ordnungsgemäßen Kauf desselben selbst erlebt hatte, so beachtete ich diese Warnung nicht.

Inzwischen war es Sommer geworden. Faber hatte die Absicht, mich im August nach Kaschgar auszusenden, was ich freilich erst später erfuhr. Wegen der großen Entfernung hatte er den Wunsch, mir gleich die Mittel zum Unterhalt für ein ganzes Jahr mitzugeben, und sammelte diese nun im Kreis der Freunde. Ich war noch immer mit der Korrektur für Leipzig beschäftigt.

Digitized by Google

Zwanzigstes Kapitel.

Die Bibelübersetzung.

Mitten in der Arbeit begriffen, wurde ich zur Missions-Jahreskonferenz nach Stockholm eingeladen. Auf zehn Tage fuhr ich dorthin und traf viele bekannte Brüder, so daß diese Zeit mir eine Freuden- und Erholungszeit wurde. Man fragte mich, warum ich nicht mehr mit dem Missionsförbundet arbeite, und bat mich, falls das Komitee meinen Wiedereintritt befürworten solle, ihn nicht abzulehnen. In einer Sitzung stand Dr. Eckmann auf und sagte: „Unsern Missionar Aweta-ranian wollen die Deutschen haben; aber wir wünschen, daß er mit uns arbeite und von uns ausgeschickt werde. Sind Sie damit einverstanden?" Fast alle anwesenden Mitglieder stimmten diesem Vorschlage bei. Darauf rief Dr. Eckmann mich und fragte, ob ich auch einwillige. Meine Antwort war: „Ich bin des Druckes meiner Übersetzung wegen nach Europa gekommen; bis jetzt ist nichts dafür geschehen. Die deutschen Freunde wollen mir beistehen. Wenn Sie die Angelegenheit übernehmen wollen, werde ich natürlich gern mit Ihnen weiterarbeiten; wenn aber die deutschen Freunde meine Arbeit drucken lassen, werde ich mit ihnen zusammengehen." Man versprach mir, den Druck übernehmen zu wollen. Nach der Konferenz riet Dr. Eckmann mir, wieder nach Deutschland zu reisen und mich eingehend nach den Herstellungskosten des Werkes zu erkundigen.

Als ich Pastor Faber den Beschluß der Konferenz mitteilte, war er sehr erfreut, da es ihm, wie er mir sagte, unmöglich gewesen wäre, die nötigen Mittel für meine Aussendung zu beschaffen. Um aber doch einen Anteil an der Arbeit in Kaschgar zu haben, gab er ein Flugblatt heraus, in welchem er um eine Summe zur Gründung eines Waisenhauses in Kaschgar bat.

Wie ich in Leipzig erfuhr, sollten sich die Kosten für 2000 Exemplare des ganzen Neuen Testaments auf 12 000 Mk. belaufen. Das teilte ich Dr. Eckmann mit; er antwortete mir, daß er nach London an die Bibelgesellschaft geschrieben habe und daß diese das Testament vielleicht drucken werde; wenn jedoch die Gesellschaft das Anerbieten wieder ausschlagen sollte, so werde der schwedische Bund es drucken

Digitized by Google

lassen, ich solle nur weiter mit Dr. Andreas revidieren. Nach einigen Monaten erhielt ich von Mr. Morrison, dem Direktor der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in Berlin, eine Einladung, zu ihm zu kommen. Zu gleicher Zeit bekam ich einen Brief von Dr. Eckmann, daß die Londoner Bibelgesellschaft meine Übersetzung angenommen habe und nun kein weiteres Hindernis vorliege. Frohen Mutes ging ich zu Mr. Morrison. „Ich hatte Ihnen eine fröhliche Mitteilung zu machen," redete er mich an, „aber soeben erhalte ich aus London ein Telegramm, daß ich mit der Mitteilung noch warten solle; die Sache werde sich vielleicht doch anders gestalten." Die Angelegenheit klärte sich später dahin auf, daß Missionar Högberg aus Kaschgar geschrieben hatte, die Übersetzung müsse erst noch einmal in Kaschgar revidiert werden. Das war der Grund, weshalb die Bibelgesellschaft den Druck aufgeschoben hatte. Diese Beanstandung seitens Högbergs hatte eine Konferenz zur Folge, die bei Mr. Morrison in Berlin tagte. Ich lasse darüber Lektor Dr. Waldenström sprechen, der in der schwedischen Zeitung „Hemlandsposten" vom 7. Januar 1899 folgendermaßen schrieb:

„Niemals hätte ich geglaubt, daß ich so plötzlich wieder nach dem Auslande reisen sollte. Aber die Umstände machten es notwendig, so daß ich mich darin fügen mußte. Unsere kaschgarischen Missionare hatten einige Anmerkungen gegen die Übersetzung von Awetaranian gemacht, welche bewirkten, daß die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft nicht eher drucken lassen wollte, bis das Fehlerhafte beseitigt sei. Es gab keinen andern Weg, als daß ich zusammen mit unserm Missionar Beklund nach Berlin reiste, um zu untersuchen, wie es sich mit der Sache verhalte. Auf dem Wege nach Berlin dachten wir über die Anmerkungen, die gemacht worden waren, nach, die mir teilweise recht ernst zu sein schienen.

In Berlin wurden wir von Awetaranian, Landsmann, dem Judenmissionar des Schwedischen Missionsförbundet, und Professor Andreas empfangen, einem auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen besonders gelehrten Manne, welcher sich mit größtem Interesse in Awetaranians Übersetzungsarbeit hineingedacht hat. Professor Andreas hatte zum Studium der orientalischen Sprachen sechs Jahre in Persien zugebracht. Das ist eine ganz besondere Führung unseres Gottes, daß dieser Mann der Wissenschaft mit Awetaranian in Berührung kommen und sofort von lebhaftem Interesse für diese Arbeit ergriffen werden sollte.

Mittwoch Mittag waren wir bei dem Vertreter der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, Mr. Morrison eingeladen, einem besonders frommen, feinen und gefälligen Mann. Am Nachmittag begann unsre Verhandlung, welche viele Stunden währte. Beklund machte seine Anmerkungen, aber aus der Diskussion ging hervor, daß sie größtenteils auf Mißverständnissen beruhten. — Man kann ja von

Digitized by Google

Missionaren, die drei oder fünf Jahre in Kaschgar gewesen sind, eine vollendete Sprachkenntnis nicht erwarten; Awetaranian dagegen, geboren in der asiatischen Türkei und selbst ein früherer muhammedanischer Priester, zeigte während der ganzen Verhandlung einen ungewöhnlich feinen Sprachsinn, was auch von Professor Andreas bezeugt wurde. Die vorgebrachten Einwendungen schränkten sich auf wenige Stellen ein und berührten nur solche Kleinigkeiten, daß Direktor Morrison zu mir sagte: „Wenn die Einwendungen, welche man machen könnte, sich auf solche Kleinigkeiten beziehen, dann muß die Übersetzung von Awetaranian vorzüglich sein." Professor Andreas erklärte dasselbe und setzte seine wissenschaftliche Ehre darauf, daß keine gegenwärtige orientalische Bibelübersetzung sich mit der Awetaranians vergleichen könne — und das will viel sagen."

So weit Lektor Dr. Waldenström, was meine Angelegenheit anbelangt.

Das Resultat dieser Zusammenkunft war, daß man beschloß, nach London zu schreiben, damit der Druck nicht aufgeschoben werde. Dr. Waldenström sagte mir, daß er erst nach Schweden reisen und veranlassen müsse, daß vom Vorstand aus geschrieben werde. Die Bibelgesellschaft erklärte sich daraufhin zum Druck bereit. Plötzlich kam von Högberg ein Brief nach London, des Inhalts, er habe einem Mollah namens Arabschah die Evangelien zur Nachprüfung übergeben und dieser habe erklärt, die Übersetzung sei nicht gut. Daraufhin schob die Bibelgesellschaft den Druck abermals auf. Dr. Eckmann schrieb mir, es tue ihm leid, daß die Angelegenheit eine solche Verzögerung erleide; es gebe aber nun wohl keinen andern Rat, als daß ich nach Kaschgar reise, um mit Högberg die Sache in Ordnung zu bringen, und sodann die Arbeit nach Europa zurückschicke. Auf diesen Vorschlag konnte ich nicht eingehen, weil es mir dann unmöglich gewesen wäre, Korrektur zu lesen, was mindestens sechsmal geschehen mußte; zum jedesmaligen Schicken aber waren zwei Monate nötig. Außerdem hatte ich die Überzeugung, daß ein Aufenthalt in Kaschgar für die Revision nichts nützen werde, da alles, was ich in dieser Beziehung tun konnte, meinerseits in Kaschgar bereits geschehen war. Ich teilte Dr. Eckmann meine Ansicht mit und machte ihm den Vorschlag, an Högberg zu schreiben, daß dieser, so weit es ihm möglich sei, die Einwendungen niederschreiben und herschicken solle; dann könne man ja ändern, was zu ändern nötig sei. Nötigenfalls solle man auch Arabschah nach Berlin schicken.

Auf einer der Vortragsreisen, die ich in jener Zeit machte, lernte ich in Stettin Herrn Andrae-Roman kennen, der vor einigen Jahren heimgegangen ist. Durch ihn wurde ich mit der Familie von Osterroht bekannt. Der Herr fügte es, daß ich mich mit einer Tochter des Herrn von Osterroht verlobte.

Digitized by Google

P. Awetaranians Missionshaus in Schumla.

P. Awetaranians Druckerei in Schumla.

Digitized by Google

Digitized by Google

Um nun die augenblickliche Lage der Dinge klar zu übersehen, bat ich Faber um eine Abrechnung über die bisher für Kaschgar eingegangenen Beträge, sowie über die bis jetzt davon gemachten Auslagen. Er weigerte sich jedoch, wie er auch meinen und Dr. Andreas' Bitten um Bildung eines Komitees beständig ausgewichen war. Die Sache zog sich lange hin, und endlich sah ich mich genötigt, meine Verbindung mit ihm zu lösen.

Es vergingen vier Monate, bevor wegen der Übersetzung aus Kaschgar Antwort kommen konnte. Da ich in dieser Zeit nichts tun konnte, reiste ich, nachdem ich mich mit Dr. Eckmann ins Einverständnis gesetzt hatte, mit Dr. Lepsius nach dem Orient, über Rußland nach Persien und Mesopotamien, dann über Konstantinopel und Varna zurück nach Berlin.

Als wir in Berlin eintrafen, waren auch Dr. Waldenström und Missionar Högberg aus Kaschgar dort anwesend. Wiederum wurde eine Sitzung anberaumt, die noch länger dauerte als die vorhergegangene. Dr. Waldenström wurde zum Vorsitzenden und Dr. Lepsius zum Schriftführer gewählt. Högberg brachte seine Einwendungen vor, die zu Papier gebracht wurden. Vierzig Stellen beanstandete er. Darauf wurde er aufgefordert, noch mehr zu sagen, wenn er noch etwas zu erwähnen habe. Da das nicht der Fall war, wurden seine Einwendungen klassifiziert. Achtunddreißig betrafen die Synonymik; diese wurden von der Kommission nicht als Fehler gerechnet, da Högberg nicht wissen konnte, welche Wörter hätten gewählt werden müssen. Inbetreff der beiden andern Stellen fragte man mich. Im ersten Verse des ersten Kapitels im Matthäusevangelium hatte ich das arabische Wort „ibn" (Sohn), im vierten Kapitel dagegen „ogul" (ebenfalls Sohn) gebraucht. „Im ersten Falle", erklärte ich, „habe ich „ibn" angewendet, weil es in der türkischen Sprache gebraucht wird, um den Begriff des Eigennamens hervorzuheben. Im vierten Kapitel dagegen habe ich „ogul" gebraucht, um die Sohnschaft hervorzuheben." Damit war die Konferenz einverstanden. Im andern Falle lag ebenfalls ein Mißverständnis vor. Schließlich sagte Högberg: „Arabschah hat doch Fehler in Ihrer Übersetzung gefunden." Die Übersetzung, welche dieser gelesen hatte, lag auf dem Tische. Pastor Amirchanjanz nahm das Testament und las, was Arabschah am Schlusse eines jeden Evangeliums geschrieben hatte, nämlich: „Diese heilige Schrift habe ich bis zum Ende durchgesehen. Diese Schrift ist außerordentlich richtig übersetzt. Der Herr Übersetzer, Missionar Johannes Awetaranian, hat mit äußerster Vorsicht und großen Anstrengungen übersetzt. Ein paar Worte, die man vor und nach setzen kann, habe ich nach meiner Kenntnis angedeutet. Schluß." Da Högberg damals wenig kaschgarisch lesen konnte, hatte er diese Worte nicht verstanden. Die Konferenz beschloß, meine Übersetzung drucken zu

Digitized by Google

lassen; wenn die schwedischen Missionare wollten, sollte ich eine Korrektur an Arabschah schicken.

Lektor Dr. Waldenström fuhr mit Högberg wieder zurück nach Schweden, während ich in Berlin blieb. Einige Monate vergingen, ohne daß ich von dem Druck meiner Übersetzung etwas hörte. Ich ging zu Mr. Morrison und fragte, warum man nicht mit dem Druck beginne. Er antwortete, ich solle meine Arbeit nach Stockholm schicken; vom Komitee in Stockholm werde sie nach Deutschland gesandt und dort gedruckt werden. Ich fragte, warum die Übersetzung erst einen so langen Weg machen müsse, wenn die Arbeit in Deutschland ausgeführt werden solle; das könne doch brieflich erledigt werden. Außerdem wußte ich, daß in Schweden niemand des Kaschgarischen mächtig war; denn da Högberg, wie die Konferenz gesehen hatte, zur Durchsicht unfähig war, konnte ich ihm meine Arbeit nicht anvertrauen. So ist die Übersetzung bis zum heutigen Tage ungedruckt geblieben.

Da ich sah, daß ich meinen Zweck nicht erreichte und es auch gegen mein Gewissen war, die Arbeit in solchen Händen zu lassen, beschloß ich, mit Dr. Lepsius zusammen zu arbeiten und in die Deutsche Orient-Mission einzutreten.

In einer Komiteesitzung der Deutschen Orient-Mission wurde beschlossen, daß ich nach Varna übersiedeln solle, um unter den Muhammedanern zu arbeiten. Zunächst sollten aber die Freunde der Mission besucht werden, um ihnen die Ausbreitung des Evangeliums unter Muhammedanern ans Herz zu legen. Etwa vier Monate reiste ich in Ost- und Westdeutschland und hielt Vorträge.

Im Juni des Jahres 1900 wurde ich mit Fräulein von Osterroth von Pastor Israel in der Matthäikirche zu Berlin getraut.

Nach einer Abordnungsfeier im Kreis der Freunde der Deutschen Orient-Mission am 7. November desselben Jahres reiste ich mit meiner lieben Frau, welche mir in der Arbeit für den Herrn eine große Hülfe ist, nach Varna. Dort blieben wir ein Jahr und siedelten dann nach Schumla über, wo wir seit drei Jahren arbeiten.

Der Herr wolle sein Evangelium durch uns ausgehen lassen und an den Herzen meiner Brüder, der Muhammedaner, segnen!

Buchdruckerei A. W. Zickfeldt, Osterwieck/Harz.

Digitized by Google

Digitized by Google